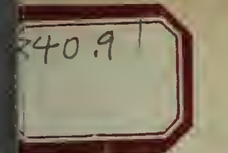


Beiträge

zur



Kenntnis des altfranzösischen Volkslebens,

meist auf Grund der Fabliaux,

von

Dr. Peter Pfeffer, Professor.

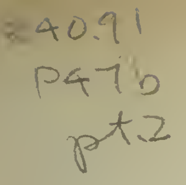
Zweiter Teil.

Beilage zum Jahresbericht 1899/1900 der Grossherzoglichen Realschule zu Karlsruhe.

KARLSRUHE.
BUCHDRUCKEREI VON MALSCH & VOGEL.
1900.

Progr. Nr. 669.





Zweiter Teil.

Einleitung.

„Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Diese Goetheschen Worte, die Faustens Doppelnatur kennzeichnen, geben uns treffend das zwiespältige Wesen der Zeit wieder, der wir nach G. Paris*) die meisten Fabliaux verdanken, dem Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, einer Zeit der Blüte französischer Poesie und Kunst überhaupt. Die feine Sitte des eleganten höfischen Frankreichs wird zum erstenmal tonangebend für die vornehmen Kreise der gesamten Christenheit. Aber leider ist diese Blüte in manchen Punkten erwachsen auf einem verfaulten Boden.

Es ist ein Ringen zwischen Gut und Bös, ein Kampf zwischen den zwei Seelen dieser äusserlich so glänzenden Kulturepoche, ein Streit, der, bereits vor der Blütezeit begonnen, in ihr besonders deutlich wird, aber auch in der Verfallzeit nicht erlischt, sondern das ganze Mittelalter mehr oder minder heftig fortwütet.

Wie verrät sich die ideale Seele in ihrem Aufflammen für alles Hohe und menschlich Schöne, in ihrem Verlangen nach der himmlischen Liebe, in ihrer Sehnsucht nach einer erträumten mystischen Welt, einer Sehnsucht, die zur Weltflucht werden kann, in ihrer Selbstverleugnung, die mitunter bis zur Selbstquälerei geht, in ihrer Scheu vor jeder Berührung mit dem Gemeinen! Man bewundere in Bezug auf letztern Punkt und im Gegensatz zu den Fabliaux die zarte Reinheit der frommen Erzählungen der Zeit.

Wie ganz anders aber erscheint die reale Seele. Ängstlich klammert sich der Durchschnittsmensch an die Erde mit ihren tausend kleinen Freuden und Leiden, ihn dürstet mehr nach der irdischen als der himmlischen Liebe, ihn bestimmt in seinem Thun und Lassen oft nur kleinlicher Eigennutz und krasse Selbstliebe, ein Wühlen im Schlamm der Sinnlichkeit erniedrigt ihn zum Tier und der Jähzorn reisst gewaltthätige Naturen, besonders wenn ihre sinnlichen Instinkte beleidigt werden, oft zu Blutvergiessen und Greueln fort. So offenbaren sich die zwei Seelen dieses Zeitalters teils bewusst, teils unbewusst in den Erzeugnissen des Menschengeistes. Wenn die Litteratur aber überhaupt ein Spiegel ihrer Zeit ist und mit dem Geist ihrer Zeit getränkt erscheint, so bildet die niedere Epik der Fabliaux trotz starker Übertreibungen, sicherlich was den Kern der Darstellung betrifft, eine wahre Fundgrube für die Kenntnis der Anschauungen, Sitten und Gebräuche, kurz des realen Lebens ihrer Zeit. Besonders über den französischen Bürger- und Bauernstand erfahren wir interessante Einzelheiten. Darin liegt der Hauptwert der Fabliaux für den Kulturhistoriker, wenn auch ihre Erforschung für den Ästhetiker kein Quell des Genusses ist.

---

*) G. Paris, Histoire de la littérature française au moyen âge. 2e édition, p. 114.

I.

Von dem höfischen Liebesideal und der Sittlichkeit der obern Stände.

Die Weltkinder dieses Zeitabschnittes stehen samt und sonders, Hoch und Niedrig, Kleriker und Laien, unter der Herrschaft des allmächtigen Liebesgottes (Dieu d'amors II, 104), der seine Pfeile nach ihnen auswirft (II, 111).

Aus dem fernen Altertum bietet selbst Aristoteles, der Inbegriff aller Gelehrsamkeit für das Mittelalter, ein zwingendes Beispiel für die berückende Macht der Liebe*).

Von der Liebe und ihrem Wesen sprechen unter andern folgende 2 Stellen:

„Bien est amors et sire et mestre
Quant du monde le plus poissant
Fet si humble et obeissant
Qu'il ne prent nul conroi de lui,
Ainz s'oublie tot por autrui.
C'est droiz, qu'amors est de tel pris,
Que, puis qu'ele a un home pris,
N'i doit avoir nul desroi,
Qu'autant a amors sor un roi
De droit pooir, ce est la somme,
Comme sor tout le plus povre homme
Qui soit en Champaigne n'en France
Tant est sa seignorie franche.“ (V, 246 f.)

„Amors vaint tout et tout vaincra
Tant com cis siecles durera.“ (V, 262.)

Wie denken sich die Führer des Volkes, die Träger der Bildung, das Wesen der Liebe? Nach der höfischen Auffassung will die Liebe durch Kampf und Gefahr verdient sein.

„On ne doit pas avoir sans paine
Amur de dame soveraine.“ (III, 127.)

Das höchste Liebesglück findet aber der Ritter nach der Mode jener Tage in der Gunst einer verheirateten Dame. Süsser Lohn winkt jedoch nur dem unerschrockenen Helden, der siegreich wiederkehrt aus den Abenteuern, in die er sich auf Geheiss seiner Dame gestürzt hat. „Zärtliche Blicke, Umarmungen, Küsse, holdes Lachen und verständig Geplauder“ (III, 129) warten auf den Kühnen. Freilich lag in diesem eigentümlichen Verhältnis zwischen Ritter und Dame für weniger starke Naturen eine grosse Gefahr. Den vollsaftigen Menschen jener Zeit genügte das platonische Schmachten, der reine Minnedienst, nicht immer. Gewiss ist manche von den höfischen Modedichtern besungene romantische Liebe nur erfunden, um dem herrschenden Tagesgeschmack zu huldigen, aber dass vielfach Ausschreitungen vorkommen, bezeugen uns die Stimmen der Zeit. (Vergl. A. Schultz Höfisches Leben, I, 466 ff.)

Ein edelgehaltenes Fabliau 71 „Des 3 chevaliers et del chainse“ schildert uns das Keimen einer solchen modischen Liebe und die beiderseitige Liebesprobe, überlässt aber den Schluss unserer Phantasie.

Am Tage vor einem Turnier erklären drei Ritter einer edlen Dame ihre Liebe. Sie unterwirft sie einer Probe. Ihr vertrauter Knappe bringt im Auftrag seiner Herrin dem einen Ritter einen weissen „chainse“ (ein über den sonstigen Gewändern oder der Rüstung zu tragendes Obergewand, eine Art Tunika).

„Wenn er in ihrem Dienst leben wolle, so solle morgen beim Turnier seine einzige Ausrüstung ausser Helm, eisernen Beinlingen, Schwert und Schild in diesem chainse bestehen.“ Nach langem Zögern verweigert der Ritter diese Liebesprobe, da er sein Leben mehr liebt als die Dame. Der dritte dagegen ist überglücklich bei den Worten des Knappen. Während der Nacht küsst er mehr als tausendmal das Gewandstück, holde Träume umgaukeln ihn.

---

*) (Cf. Lai d'Aristote, Fabliau 137.)

„Amors li dist et li tesmogne
K'al chanse vestir aquerra
Tel joie k'autre ne querra;
Ele li mostre conpangnie
De bele dame et d'ensengnie,
Duz regars, acolers, biaz rires
Et baisiers, ki n'est pas li pires,
Sage parler et enbrachier;
S'en doit faire sa char achier
Por tant de desduis rechivoir.“ (III, 129.)

Während des Turniers ermutigt und stärkt ihn die Liebe, das Andenken an die Gunst der Freundin, so dass er weder Wunde noch Tod fürchtet. Aus dreissig Wunden blutend geht er am Schlusse des Turniertages mit dem Preis gekrönt als Sieger aus dem harten Kampf hervor. Die Dame macht sich jetzt heftige Vorwürfe. „Wenn er stürbe, wäre sie am Tode dessen schuld, der sein Wort gehalten habe, während die zwei andern nur grosse Worthelden seien.“ Der getreue Knappe vermittelt den Verkehr zwischen beiden. Sie bezahlt dem Verwundeten alle Ausgaben (Geldgeschenke von Frauen an ihre Günstlinge werden uns noch mehr begegnen) und schenkt ihm ihre Liebe. Unter so sorgfältiger Pflege beginnen die Wunden rasch zu heilen. — Bald darauf muss die edle Dame während eines grossen Festes, das ihr ebenso verschwenderischer als unritterlicher Gemahl giebt, nach der höfischen Sitte beim Prunkmahle mit ihren Jungfrauen die Gäste bedienen. Der Liebende hört davon. Nun muss die Dame die Liebesprobe bestehen. Der Knappe des Ritters bringt ihr den chainse, den sie nach dem Willen ihres Freundes über allen andern Gewändern tragen solle, so lange sie die Gäste bediene. „Ja“, sagt sie, „ich werde ihn tragen, da es mein Freund verlangt, denn getränkt von meines getreuen Freundes Blut ist er mir gleich einem königlichen Schmuck; weder Gold noch Edelgestein könnten so kostbar sein als das Blut, mit dem er gefärbt ist.“ Sie erscheint in ihm bei dem Festmahl und erregt ungeheures Aufsehen, da alle die unkriegerische Art ihres Mannes kennen und jetzt wissen, dass sie den blutigen chainse irgend einem Ritter zu Ehren trägt. Sie können nicht begreifen, warum sie sich selbst durch Aufdeckung ihrer Beziehungen zu einem Unbekannten in Misskredit bringt, und beweinen sie daher als eine, die ihrer Sinne nicht mehr mächtig ist. —

„Wer hat das grössere Opfer gebracht,“ frägt der Dichter, „der, welcher sein Leben für seine Dame in die Schanze schlug, oder die, welche weder Schimpf noch Schande so sehr fürchtete, als den Geliebten zu erzürnen?“

Wer möchte die Frage entscheiden? Von beiden verlangt das Liebesideal der höfischen Gesellschaft die höchsten Opfer. Beide sind bereit zu gehorchen. Er wagt sein Leben, sie ihre Ehre. Aber für ihren unritterlichen Gemahl hätte das Herz der Dame sich nie erwärmt, denn ihm fehlt die Krone des Rittertums, kühner Wagemut und wilde Abenteuerlust. Er tritt auch seiner Frau gegenüber nicht auf, als die Gäste den Saal verlassen, während sie den chainse glatt streicht und liebevoll betrachtet. Trotz seines Unbehagens hält er es fürs beste, sich nichts merken zu lassen. —

Einer eigenartigen Liebesprobe muss der Held des Fabliau 151 „Du chevalier qui recovra l'amor de sa dame“ sich unterziehen. Vergebens bemüht sich ein Ritter um die Gunst einer Schönen. „Wie kann er ihr von Liebe sprechen,“ sagt sie eines Tages zu ihm, „da er noch keine Ritterthat, die ihre Gunst verdiene, ihretwegen vollführt.“ Mit ihrer Erlaubnis kämpft er mit ihrem Eheherrn im Turnier. Er siegt. Sie bestellt ihn nachts zu sich und lässt ihn lange warten. Sie legt sich ruhig neben die Seite ihres schlafenden Gemahls und fordert durch ihre Vertraute den wartenden Ritter auf, als Beweis seiner furchtlosen Liebe in das eheliche Schlafgemach zu dringen. Mit blankem Schwert, auf alles gefasst, tritt er ein. Der Gemahl erwacht. Der fremde Ritter bleibt unbeweglich und spielt die Rolle des Geistes eines im heutigen Turnier Gefallenen, „der keine Ruhe finden könnte, bis die von ihm gekränkte Burgfrau ihm verziehen“. So erringt er die Liebe der Spröden.

Aber nicht alle Ehemänner sind so ruhig in ihr Schicksal ergeben, wie der Ritter in Fabliau 71 oder so leichtgläubig wie der Edelmann in Fabliau 151. Wird trotz aller Sorgfalt der heimliche Verkehr durch Zufall oder Verrat der vertrauten Vermittler (Knappe, Dienerin) dem Gatten bekannt, dann mochte es zu heftigen Scenen, ja zu Mord und Totschlag kommen.*) Man ahnt den nahen Ausbruch des wilden Zornes des Gatten, der aber noch im letzten Augenblick getäuscht wird, in dem Fabliau 35 „Guillaume au Faucon.“ Auch sonst ist dieses Gedicht höchst interessant, zeigt es uns doch eine andre Art zunächst ungewollter Liebesprobe, ferner die Qual verschmähter Liebe, die krank macht und sogar zum Selbstmord treibt, obwohl dieser die Seele ins ewige Verderben stürzt (II, 104 ff.).

*) Sieh Kapitel III.

Sieben Jahre schon liebt der Knappe Guillaume heimlich seine schöne Herrin, doch als er ihr endlich seine wahnsinnige Liebe gesteht, wird sie ernstlich böse und droht, ihrem Gatten von dem ihr angethanen Schimpf Mitteilung zu machen. Der Knappe aber droht seinerseits, keinen Bissen zu essen, bis er ihre Liebe genossen und stürzt aus dem Zimmer. Drei Tage schon liegt er zu Bett im tiefsten Liebesleid, ohne zu essen und zu trinken. Da kündet ein Bote der Dame die Rückkehr des Burgherrn. Sie sucht den Liebeskranken auf, um ihn zur Vernunft zu bringen. Vergebens. Da wagt sie einen letzten Versuch. Mit ihrem Gemahl begiebt sie sich zu ihm. Ihr Gemahl kennt den Grund seines Leidens nicht, sonst wäre es ihm schlimm ergangen. Sie will den verliebten Knappen zwingen zu essen. Sie berichtet am Krankenlager, „dass Guillaume in ihr Zimmer kam“; sie spricht „von grosser Schande und Unehre“. Der Burgherr glaubt sich von seiner Frau verspottet und droht ihr Stockschläge an. (Vom Prügeln der Frau vonseiten des Mannes wird später noch die Rede sein.) Aber Guillaume will nicht essen. Die Dame rührt die standhafte Liebe des Knappen, der den sichern Tod nicht fürchtet. Das Mitleid ist der erste Schritt zur Liebe. Sie findet eine ihrem Gatten glaubliche Deutung des seltsamen Gebarens des jungen Mannes: „der unerfüllte Wunsch nach dem Besitz des Falkens des Herrn habe ihn krank gemacht“. Da der Ritter den Wunsch seines Knappen gern erfüllt, hat auch die Burgfrau nichts dagegen einzuwenden. Der Knappe, der die Meinung der Worte seiner angebeteten Herrin wohl versteht, wird wieder fröhlich und gesund. Schon am nächsten Tage findet er die Erhörung seines Herzenswunsches.

Was sagt der Dichter über das Gebaren der Dame?

„Eine Dame hat die Pflicht, das Übel, das sie angerichtet und dem keiner entgehen kann, zu heilen; thut sie dies nicht, dann möge sie Gott verdammen (II, 93).“ (Welche moralische Begriffsverwirrung! Die Heldin des Gedichts ist doch verheiratet.)

„Ist die Dame zuerst taub gegen das Flehen der Liebe, so wird sie schliesslich doch nachgeben; deshalb belagert die Burg so lange, bis sie sich ergiebt.“ Dies der Sinn der Schlussworte des Gedichts.

Ähnlichen Inhalt hat das Fabliau 50 „Romanz de un chivaler et de sa dame et de un clerc.“

Eine Edelfrau und ein fahrender Schüler, sie von tiefer Frömmigkeit, er wegen seines schönen Gesanges in der Kirche und der Vorzüge seines Körpers und Geistes bei jedermann beliebt, sind die Helden. Die Dame, ihrem Gatten treu, führt ein mustergültiges Eheleben. Aber einmal hat das Mitleid und eine falsche Auffassung ihrer Pflicht auch ihre Tugend zu Fall gebracht.

Der liebeskranke, junge Student stellt ihr vor, „dass sie einen Mord begehe, wenn sie ihn unerhört sterben lasse und dass man von zwei Übeln das kleinere wählen müsse.“

Sie ist entschlossen, „lieber zu sündigen gegen ihren Willen, als mit Willen einen Menschen in den Tod zu schicken (II, 225 ff.)“.

Später thut sie auch Busse für ihre Sünde und bricht ihrem Gatten nie mehr die Treue (II, 234).

Diese Stellen sind kulturell hochwichtig, denn sie beweisen, dass man sich der Verwerflichkeit des Ehebruchs voll bewusst war, ihn aber trotzdem dichterisch verherrlichte.

Wenn derartige Frauen wie die Heldinnen der zwei letzten Fabliaux fallen können, darf es uns wundern, dass sinnlich angelegte Frauen und Mädchen von schwachem Charakter sich leichter dahingeben. Die Sittenlosigkeit der Vornehmen muss überhaupt gross gewesen sein. (Vergleiche A. Schultz, Höfisches Leben, Band I, p. 462 ff.) Die adelige Buhlerin des Fabliau 16 „Du chevalier qui fist sa fame confesse“, die trotz glücklichster Ehe das Vertrauen ihres arglosen Gatten gröblich missbraucht, bezeugt dies in ihrer Unersättlichkeit, ebenso die Gräfin des Fabliau 147 (dessen Titel hier nicht wiedergegeben werden kann), welche ihrem ritterlichen Gast ihre schönste Jungfrau zur nächtlichen Ergötzung schickt, da sie selbst aus Furcht vor dem Späherauge ihres Mannes nicht zu kommen wagt. Junge Mädchen aus der Gesellschaft suchen nachts fremde Ritter, die sie zum erstenmal gesehen haben, auf deren Wunsch ohne viele Umstände in ihrem Schlafgemach auf (VI, 202).

Wie die vornehme Welt, so gab auch die Geistlichkeit dem Volke in Bezug auf Sittlichkeit vielfach kein gutes Beispiel. (Vergleiche A. Schultz, Höfisches Leben, Band I, p. 452 ff. und den ersten Teil dieser Abhandlung, Abschnitt XI.)

Die sittlichen Gebrechen der obern Stände begegnen uns nach dem Zeugnis der Fabliaux leider auch vielfach bei den Bürgern und Bauern.

Zu der idealen, religiös-schwärmerischen Ertötung jeder fleischlichen Regung bildet die grobe, oft nur nach Befriedigung augenblicklicher Begierde trachtende Sinnlichkeit einen scharfen Gegensatz. Auch Verirrungen der menschlichen Natur, in Altgriechenland und Altrom wohlbekannt und den Völkern des Orients eigen, sind unserer Zeit nicht fremd. So ist gelegentlich die Rede von der Paederastie (I, 224 ff.; II, 81 ff., 135), die übrigens als Schandfleck der Menschheit gebrandmarkt wird, und auch von der Sodomie (V, 139 f.).

Falsch wäre es natürlich, wenn auch die geschichtlichen Überlieferungen aus jenen Tagen die Aussagen unserer Quellen leider oft nur zu sehr bestätigen, ein Verdammungsurteil über alle Gebildeten der

zweiten Hälfte des zwölften und des ganzen dreizehnten Jahrhunderts *) auszusprechen, alle Ritter und Kleriker als Verführer, alle Edelfrauen als leichtsinnig hinzustellen. In jenen Kreisen gab es genug Elemente, die sich rein erhielten von dem Pesthauch der Entsittlichung. In dem Fabliau 3 „Du vair palefroi" geben uns sogar unsere Quellen ein Beispiel reiner jungfräulicher Liebe eines Edelfräuleins zu einem jungen Ritter. Aber in der Einleitung kann sich der Dichter trotz seines Preisens von Frauenlieb und Frauenwert nicht enthalten, den weiblichen Flattersinn zu tadeln.

„Ha! Diex, s'eles les cuers eussent
Entiers et sains, verais et fors,
Ne fust el mont si granz tresors.
C'est granz domages et granz dels
Quant eles ne se gardent miex." (I, 24 f.)

Wie es mit der Sittlichkeit der Männer steht, werden wir später erörtern.

II.

Urteile der Verfasser der Fabliaux über die Frauen.

Wie urteilen die Verfasser der Fabliaux im allgemeinen über die Krone der Schöpfung, die Frau? Lassen wir ihnen zunächst das Wort.

„. . . . Onques Diex ne fist meschine
C'on ne puist por denier avoir." (I, 22.)

Gott schuf kein Mädchen, das nicht für Geld zu haben ist. Vergleiche auch das Urteil über den angeborenen Leichtsinn der Mädchen (Méon I, p. 38 f.).

„Fame a trestout passé Argu **);
Par lor engin sont decéu
Li sage dès le tens Abel." (I, 120.)

Die Frau macht jede Wachsamkeit, Argus selbst, zu Schande; seit Abels Zeit werden die Weisen durch die Frauen betrogen.

„Maint preudome a esté trahi
Par fame et par sa puterie." (I, 171.)

Mancher Mann ist verraten worden durch die Frau und ihre Untreue.

„Fame est fete por decevoir;
Mençonge fet devenir voir,
Et voir fet devenir mençonge." (I, 193.)

Die Frau ist zur Täuschung geschaffen, Lüge macht sie zur Wahrheit und Wahrheit zur Lüge.

„. . . Cil fet folie et orgueil
Qui fame engingnier s'entremet;
Quar qui fet à fame · I · mal tret,
Ele en fet · X · ou · XV · ou · XX · " (I, 254.)

*) Nach Bédier, Les fabliaux, 2e édition, p. 15 sind 1159 u. 1340 die äussersten Daten der Fabliaux.
**) Argus ist die personnifizierte Wachsamkeit.

Der begeht eine eitle Dummheit, der eine Frau überlisten will: denn wer einer Frau einen schlimmen Streich spielt, dem spielt sie zehn, fünfzehn oder zwanzig.

„Por ce tien-je celui à fol
Qui jure son chief et son col
Que fame nel poroit bouler
Et que bien s'en sauroit garder.“ (I, 292.)

Der ist ein Thor, der schwört, dass die Frau ihn nicht betrügen könne und dass er sich vor ihr zu hüten wisse.

„Meson ne clos ne ount durée
Vers femme, qar son engyn pase
Tot ce que autre engyn compasse.“ (II, 183.)

Weder Mauer noch Schloss bestehen vor der Frau, denn Frauenlist übertrifft jede andere List.

„Molt sont femes de grant savoir:
Tex i a et de grant voisdie;
Molt set feme de renardie.“ (II, 240 f.)

Frauen sind oft von grosser Klugheit und Fuchslist.

„Seignor, fols est qui fame croit
Fors tant comme il l'ot et la voit.
Je di en la fin de mon conte
Que, s'une fame avoit un Conte
Le plus bel et le plus adroit
Et le plus alosé qui soit,
Et fust chevaliers de sa main
Meillor c'onques ne fu Gavain,
Por tant que il fust escoillié,
Tost le voudroit avoir changié
Au pior de tout son ostel,
Por tant qu'ele le trovast tel
Qu'il la f . . . . tost et sovent.“ (III, 75.)

Ein Thor ist, wer seiner Frau glaubt, ausser wenn er sie sieht. Sie wird dem Edelsten und wäre er ein besserer Ritter selbst als Gawein ungetreu, wenn er seine Manneskraft eingebüsst hat und giebt sich dem Schlechtesten ihres Hauses hin, wenn er ihre Lust befriedigt.

„ . . . . Si com la fuelle d'yerre
Se tient fresche, nouvelle et vers,
Est li cuers de la fame ouvers
Toutes por ome decevoir.“ (III, 102.)

Wie das Epheublatt sich frisch und grün erhält, so ist das Herz der Frau offen, die Männer zu betrügen.

„Car totes béent mais au prendre,
Et cil qui ne lor a que tandre,
N'en aura jamais bon servise:
Cette costume ont bien aprise.“ (III, 178.)

Alle Frauen schenken nur dem ihre Gunst, der sie reich beschenkt.

„Qui fame vorroit decevoir,
Je li fais bien apercevoir
Qu'avant decevroit l'Anemi,
Le deable, à champ arrami,
Cil qui fame viaut justisier.
Chascun jor la puet combrisier
Et l'endemain rest tote saine
Por resoufrir autretel paine.“ (III, 192.)

Eher ist der Teufel zu täuschen, als eine widerspenstige Frau durch Prügel zu zähmen.

„Enseignier voil por ceste fable
Que fame set plus que deiable.
. . . .
Qant el viaut ome decevoir,
Plus l'an deçoit et plus l'afole
Tot solemant par sa parole
Que om ne feroit par angin.
De ma fable faz tel defin
Que chascun se gart de la soe
Qu'ele ne li face la coe.“ (IV, 165.)

Die Frau weiss mehr als Teufel; sie betrügt mehr durch Worte als ein Mann durch List je vermag. Jeder hüte sich vor der seinen, dass sie ihn nicht täusche.

„ . . . Cil ne fet mie savoir
Qui mieus croit sa fame que lui:
Sovent l'en vient honte et anui.“ (V, 207.)

Wer seiner Frau mehr glaubt als sich, gerät oft in Kummer und Schande.

„Je di des homes mariez,
Et c'est provée veritez,
Quant de lour fames sunt jalous,
Ce est de ceus qui plus sont cons
Que cele qui pense folie,
C'est cele qui plus aplanie
Son baron, et oste la plume,
Et plus le deçoit par costume,
Et oste le poil du mantel.“ (VI, 32.)

Je eifersüchtiger ein Ehemann ist, desto mehr führt ihn seine Frau an der Nase herum.

„Cil ne fait mie savoir
Qui de nuiz met sa feme hors:
S'el fait folie de son cors,
Quant el est hors de sa maison,
Lors a ele droite achoison
Qu'ele face son mari honte.“ (IV, 81.)

Wer seine Frau nachts aus dem Hause jagt, thut nicht gut, denn er giebt ihr günstige Gelegenheit, ihm Schande anzuthun.

„A poi d'aoite sont changies
Et tost muées et plessies.
Lor cuer samblent cochet au vent;
Quar avenir voit-on souvent
Qu'en poi d'eure sont leur corages
Muez plus tost que li orages.“ (I, 24 f.)

Das Herz der Frau gleicht einem Wetterhahn; in kurzer Zeit, früher als ein Gewitter vergeht, ändert sich ihr Sinn. Für ein Geringes giebt sie sich dahin.

„ . . . . Fame est mout tost aïrie
A plorer et a grant duel faire,
Quant ele a · I · poi de contraire,
Et tost ra grant duel oublie.“ (III, 118.)

Die Frau weint und macht ein lautes Geschrei, wenn ihr etwas Unliebsames zustösst, vergisst aber bald ihren grossen Kummer wieder.

„Fame est de trop foible nature,
De noient rit, de noient pleure,
Fame aime et het en trop poi d'eure;
Tost est ses talenz remuez
Qui fame croit, si est desvés.“ (III, 122.)

Die Frau besitzt eine zu schwache Natur, sie lacht über nichts, weint über nichts, liebt und hasst in kurzer Zeit. Ihr Sinn ist veränderlich. Wer der Frau glaubt, ist betrogen.

Femmes font et mal et bien:
On nes puet tenir en loiien.
Qui bone l'a, si le maingtienne
Et la mauvaisse son frain tiengne. (V, 302.)

Frauen handeln gut und böse. Wer eine gute Frau besitzt, der liebe sie, und wer eine böse hat, halte sie im Zaume.

„Car fame, selonc sa nature,
La riens, que miex ava en cure
Et tout ce que miex li plaira,
Dou contraire samblant fera.“ (I, 322.)

Die Frau thut heuchlerisch gerade das Gegenteil von dem, was ihr gefällt.

„Quant li femme entre en le reddie,
U faice savoir u folie,
Anchois mangeroit fer ou boise
Qu'ele ne vainque ù qu'ele voisse.“ (II, 161.)

Die Frau ist so eigensinnig, dass sie eher Eisen oder Holz verschluckt, als dass sie auf den Sieg verzichtet oder gar den Streit aufgiebt.

„Bien savez le coc chaponnez
Est as gelines mal venus:
Aussi homme qui est tenus
A mal ouvrier est dechaciez
Entre fames, bien le saciez,
Ce seront nonnains ou begines,
Si com chapons entre gelines.“ (III, 250.)

Wie den Hennen der Kapaun unwillkommen ist, so den Frauen der kraftlose Mann.

„Nus ne se marie qui ne s'en repente.“ (I, 137.)

Keiner heiratet, der es nicht bereut.

Par cest example vos deffant
Que se nus de vos fame prant.“ (V, 182.)

Heiratet nicht!

III.

Vom Frauenleben und der Sittlichkeit der untern Stände.

Welch ein Gegensatz zu dem anderwärts bezeugten, überschwänglichen, manchmal bei edlen Naturen fast religiös anmutenden Frauenkult zur Blütezeit des Rittertums bildet das von den Fabliauxdichtern ausgesprochene Verdammungsurteil über die Frau schlechtweg.

Wie wenig scheint der ritterliche Idealismus die Frau in den Augen der grossen Masse gehoben zu haben, da doch im alltäglichen Leben, wie unsere Quellen aussagen, das weibliche Geschlecht mit Hohn übergossen und die Rechte der Frau mit Füssen getreten werden. Sollten die Mädchen und Frauen an der tiefen Verachtung und rohen Behandlung vonseiten der Männerwelt der Fabliaux selbst schuld sein? Gleichsam wie ein unumstösslicher Glaubenssatz tönt es uns aus den Fabliaux entgegen: Die Frau ist flatterhaft und leicht, falsch und käuflich, sie besitzt keine Tiefe der Empfindung, sie ist nur gross in der Unersättlichkeit ihrer wollüstigen Begierden, in der Fuchslist, mit der sie ihrem Gatten ihre Fehltritte zu verbergen sucht, und in dem Bestreben, das Regiment im Hause in ihre Hand zu bekommen.

Den schlimmen Bildern aus dem Frauenleben, die wir nach den Fabliaux im folgenden zeichnen werden, stehen jedoch auch einige gute gegenüber, die uns sympathische Frauengestalten und Bruchstücke aus dem Familienleben vorführen, und die wir zunächst besprechen wollen.

Eine treue Frau und sorgsame Mutter (als Mutter wird die Frau der Fabliaux selten dargestellt), die den einzigen ihr verbliebenen Sohn liebevoll erzogen hat, stirbt nach dreissigjähriger, glücklicher Ehe. Den verzweifelnden Sohn tröstet der alternde Vater, der daran denkt, dem Sohn eine Lebensgefährtin zu suchen (I, 84 f.).

Das Fabliau 67 „De pleine bourse de sens" erzählt von einer treuen Ehefrau, deren geliebter Mann trotz ihrer grossen Schönheit und adeligen Abkunft eine „amie" besitzt, die ihn, obwohl reich beschenkt, ihrerseits hintergeht. Als das in der ganzen Stadt bekannte Verhältnis auch zu den Ohren der rechtmässigen Gattin dringt, macht sie ihm Vorwürfe Er aber leugnet und nennt die Menschen Gewohnheitsverleumder. Da sie einsieht, dass ihre Klagen nichts helfen, beschliesst sie, stillschweigend zu dulden. Aber bald kehrt der Gatte, der sich überzeugt hat, dass seine Geliebte nicht ihn, sondern nur sein Geld liebt, während seine angetraute Gattin auch den scheinbar Armgewordenen nicht verlässt, reuig in ihre Arme zurück. Am Schlusse dieser artigen Erzählung ermahnt der Dichter die Männer zur Treue, wenn sie gute Frauen haben und verurteilt die „zärtlichen Verhältnisse".

„Pour ce est fous, ce saciez de voir,
Li hons qui a bonne moillier,
Quant il aillors se va soillier
Aus foles garses tricherresces,
Qui plus que chas sont lecherresces,
Où il n'a verité ne foi,
Ne bien, ne loiauté, ne loi.
Et quant de l'ome ont fait lor preu,
Miex l'ameroient en · I · feu,
Que ne feroient delez aus;
Si en sont avenu maint maus." (III, 102.)

Wieder an anderer Stelle heisst es von einer ehrbaren Frau, „dass sie sich lieber die Kehle mit einem Rasiermesser abschnitte, als dass sie trotz ihrer Armut des Besitzes wegen etwas thäte, das ihrem Manne Schande brächte".

„Cuidiez-vous por nule poverte
Que preude fame se descorge?
Nenil, ainz se leroit la gorge ·
Soier à un trenchant rasoir,
Qu'ele féist jà por avoir
Chose dont ses sire éust blasme." (I, 218.)

Das Fabliau 106 „De Constant du Hamel" erzählt von den Gefahren, denen die Tugend der treuen Frau eines Bauers vonseiten der drei ersten Männer des Dorfes ausgesetzt ist. Sie aber, die in glücklicher Ehe lebt, „will trotz reicher Geschenke lieber sterben, als ihrem Mann seine Liebe durch üble That vergelten und so die Liebe Gottes verlieren". (Vergleiche I. Teil, p. 29.)

Auch andere Fabliaux berichten von treuen Ehefrauen. (Vergleiche I. Teil, p. 24.)

Das Wesen der treuen Gattin charakterisieren folgende Worte:

„. . . Bone fame, sanz mentir
Ne set pas son baron blandir
Ne esplumer ne aplanir:
Pleinement li fet sa droiture.
Preude fame ait bone aventure
Qui crient et aime son seignor
Et qui toz jors li porte honor. (VI, 32.)

Die gute Frau betrügt ihren Herrn nicht mit falschen Schmeichelreden, sondern erfüllt ihre Pflicht in Furcht und Liebe und bringt so ihrem Gemahl jeden Tag neue Ehren. Der ehrbaren Frau möge es daher gut ergehen, wünscht der Dichter.

Die treue Ehefrau ist also den Fabliauxdichtern durchaus nicht unbekannt und gerade bei ihrer pessimistischen Stimmung in Bezug auf Frauentugend und Frauenwert klingt in unsern Ohren doppelt erfreulich die Schlussermahnung eines Fabliau: „Ehret die Frauen“.

„Les bones devez mout amer
Et chier tenir et hennorer.“ (VI, 115.)

Gestattet sei auch eine Stelle aus einem moralischen zeitgenössischen Gedicht, das sich in die von uns benützte Fabliauxsammlung verirrt hat, anzuführen, da sie uns an Schillers Hohelied auf „die züchtige Hausfrau, die weise im häuslichen Kreise herrscht“, erinnert.

„Quant ·I· homs a sa preude feme,
Sage, sutil, de bonne fame,
Elle governe la maison
Et tout commande par raison.
Moult d'aise fait à son mary;
S'elle luy voit le cuer mary,
Trés doucement le reconforte;
Assés d'autre prouffit luy porte.“ (II, 267.)

Der Held des Gedichtes 54 „Des estats du siecle“ soll aber im Ehestand wie in allen irdischen Ständen nicht finden, was er sucht und wird schliesslich Einsiedler. Das „Heiratet nicht“ der Fabliaux wird dadurch von neuem in unsere Erinnerung zurückgerufen.

Bei der Grundstimmung der Fabliaux ist es nicht verwunderlich, wenn in der grossen Reihe der Frauengestalten, die beim Studium unserer Quellen vor uns auftauchen, die tugendhaften in der Menge der lasterhaften verschwinden.

„Schlauheit, Dein Name ist Weib“, möchte man unwillkürlich ausrufen, wenn man von der mannigfachen Art der List liest, die mitunter fein, meist plump, ihr Ziel, die oft übernaiven Ehemänner gründlich hinters Licht zu führen, nie verfehlt. Freilich die Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten, die bei der Schilderung dieser Vorgänge mit unterlaufen, müssen wir in den Kauf nehmen. Auf Kosten des albernen Mannes, über den Weiberschlauheit triumphiert, des „vuihos oder cous“ (II, 42 etc.) will der mittelalterliche Franzose sich herzlich auslachen, (II, 43; VI, 260), wie auch im modernen Frankreich der Hahnrei vielfach in Litteratur und Leben ohne Erbarmen verspottet wird. Einige Beispiele solcher auf die Lachmuskeln berechneter burlesken Geschichten mögen genügen.

Ein Bauer kommt unerwartet vom Feld heim, erschöpft und hungrig. Die Bäuerin erwartet aber ihren „ami“. Was Küche und Keller bieten, steht schon zu seinem Empfang bereit. Wie sich ihres Mannes entledigen? Sie schwätzt ihm so lange vor, dass er totkrank sei, bis der Tölpel selbst daran glaubt und zu Bett geht. Sie schliesst ihm Augen und Mund, bedeckt ihn mit einem Leintuch, bejammert ihn als tot und eilt fort, den Priester, eben den erwarteten Besuch, zu holen. Dieser hält sich nicht lange beim Totengebet auf. Jedoch der Bauer verfolgt mit bösem Auge die Vorgänge im Sterbezimmer und möchte den Freund seiner Frau mit Stockschlägen bedrohen, wenn er nicht tot wäre. So aber schliesst der Thor auf des Priesters Geheiss die Augen wieder und stört die Liebenden weiter nicht mehr. Fabliau 109 („Du vilain de Bailluel“.) (Über die niedere Bildungsstufe der Bauern und ihre unglaubliche Dummheit sieh später.)

Drei andere leichtsinnige Ehefrauen helfen sich auf andere Weise. Die eine behauptet, ihr Mann habe den Verstand verloren und lässt ihn binden, die zweite macht ihren trunkenen Gatten gegen seinen Willen zum Mönch, die dritte zwingt ihren abergläubischen Mann durch geschickte Verwertung der Sage von der „Dame Avonde“ (Vergl. I. Teil, p. 17 f.) ihr zärtliches tête-à tête geschlossenen Auges mit einer Fackel zu beleuchten. (Fabliaux 15 und 138 „Des III dames qui trouverent l'anel.“)

Sieh zwei weitere Beispiele 1. Teil, p. 19 f.

Ist der Gatte eifersüchtig und wachsam, so wird er erst recht betrogen. Einmal schleicht sich der Geliebte, halb als Weib verkleidet, mit Schröpfköpfen zum Aderlass, ins Haus des Bürgers. Die Hausfrau schützt Kreuzschmerzen vor und entfernt sich mit dem vermummten jungen Mann. Kein Misstrauen regt sich in dem sonst so argwöhnischen Bürger, haben doch beide vor ihrem Weggang ihn aufgefordert, beim Aderlass zu helfen, wohl wissend, dass er kein Blut fliessen sehen kann. Bei der Wiederkehr der Frau erzählt diese ihrem Mann, der sich rühmt, dass ihn nie eine Frau betrügen könne, in doppelsinnigen Worten den ganzen Verlauf des Aderlasses, ohne dass der Hahnrei den geringsten Verdacht schöpft. (Fabliau 15 „La saineresse“.)

Selbst wenn Entdeckung durch unerwartete Rückkehr des Gatten droht, ist die Findige um Rettungswege nie verlegen. Bald muss der Liebhaber mäuschenstill hinter einer Truhe liegen, bis die Luft wieder rein ist (Fabliau 91 „Du clerc qui fu repus deriere l'escrin"), bald wird er unter der Badekufe versteckt und der nichts Gutes ahnende Ehemann durch falschen Feuerlärm, den die Schlaue noch im letzten Augenblick zu bestellen vermag, von der Aufdeckung seiner Schande abgehalten. (Fabliau 9 „Le cuvier".)

Interessant ist Fabliau 8 „De la borgoise d'Orliens."*)

Einen Bürger von Orléans soll sein begründeter Verdacht, dass seine Frau nahe daran ist, ihm die Treue zu brechen, teuer zu stehen kommen. Seine Nichte, der er einen Unterrock verspricht, wenn sie etwas spioniere, belauscht ein Gespräch zwischen ihrer Tante und einem jungen fahrenden Scholaren, der im Hause verkehrt. Sie hört, dass die Bürgerin den Studenten in Abwesenheit ihres Mannes nachts an der Gartenpforte erwarten will. Der Gatte schützt eine Geschäftsreise vor, reist aber nicht ab, sondern findet sich zum Stelldichein früher als der Liebhaber ein. Seine Frau übertrifft ihn aber an Schlauheit und spielt ihm einen bösen Streich. Fast sofort erkennt sie in dem Vermummten ihren eifersüchtigen Ehemann, verliert aber nicht den Kopf, sondern spielt ruhig die Verliebte. Sie führt ihn in ein Zimmer, das sie verschliesst, und verlässt ihn mit dem Versprechen, wenn alles zur Ruhe gegangen sei, wieder zu kommen. Schleunigst kehrt sie zur Gartenpforte um, wo ihr wirklicher Liebhaber sie erwartet. Sie führt ihn ungesehen ins Haus, entfernt sich jedoch nach zärtlicher Begrüssung rasch, um ihr Gesinde abzuspeisen. Nach dem Abendbrot fordert die Herzlose mit arger List die übrigen Hausgenossen auf, den jungen „Clerc", der sie trotz wiederholter Abweisung unaufhörlich mit Liebesanträgen belästige und dem sie in Abwesenheit ihres Ehegemahls scheinbar eine Zusammenkunft bewilligt habe, oben im Söller, wo er eingeschlossen sei, tüchtig durchzubläuen, um ihre beleidigte Ehre zu rächen. Dies geschieht und der braun- und blaugeprügelte Gatte zweifelt nie mehr an der Treue seiner Hausehre, die den Verkehr mit dem Freund ihres Herzens von nun an ungestört fortsetzt, bis dieser weiterzieht.

Einen ebenso klug ersonnenen als geschickt durchgeführten Streich spielt ihrem Gatten die Heldin zweier anderer Fabliaux fast gleichen Inhalts. In dem Fabliau 94 „Des tresces" ist die „Frau mit den Flechten" eine adelige Dame, während sie in Fabliau 124 „De la dame qui fist entendant son mari qu'il sonjoit" aus bürgerlichem Stande ist. Es ist die alte Geschichte von der Untreue der Frau und ihrer List, die sie rettet, nur dass in unserm Fall der betrogene Gatte die Ehebrecherin thatsächlich aus dem Hause jagt, während es gewöhnlich gar nicht so weit kommt. Aber wenn er glaubt, seine Frau geprügelt und ihr zur Schmach die Haarflechten abgeschnitten zu haben, so war das nur ein Traum, wie ihm seine Frau andern Tags versichert.

(Nach anderer Darstellung behauptet sie, er sei behext.) Der betrogene Gatte muss den Worten seiner Frau Glauben schenken, erfreut sie sich doch noch des vollen Schmucks ihrer goldblonden, langen Haare.

Freilich ahnt der Ehegatte nicht, dass eine gefällige Freundin, die einige Ähnlichkeit mit seiner Frau besitzt, für Geld und gute Worte das gefährliche Wagnis unternommen hat, die Rolle seiner Frau zu spielen, während diese nach ihrer Flucht aus ihrem Hause bei ihrem Buhlen, den ihre List vor der Wut ihres Gatten rettete, gastliche Aufnahme gefunden hat. Schliesslich muss der Gatte noch seine treulose Frau, die sich ob des Verdachts des Ehebruchs schwer gekränkt stellt, um Verzeihung bitten.

Der Frau des „Chevalier à la robe vermeille" (Fabliau 57), die ihrem ritterlichen Gemahl einredet, dass er behext sei, da er Dinge gesehen haben wolle, die er unmöglich gesehen haben könne, gelingt es, ihren Gemahl auf eine lange Wallfahrt zu schicken.

Zum Schluss sei noch der Geistesgegenwart der Edelfrau des Fabliau „Dou pliçon" (VI, 260 ff.) gedacht, die durch einen in die That umgesetzten Scherz — durch „tours biaus et grasciens" — ihrem Freunde das Leben rettet. — Kaum hat sich der Geliebte hinter dem Bett verborgen, als der Burgherr eintritt. Scheinbar unbefangen richtet die Dame an ihren Gemahl die verfängliche Frage, „was dem Mann widerfahren sei, falls er einen bei ihr getroffen hätte". „Ich hätte ihm mit meinem Schwert das Haupt abgeschlagen", lautet die bestimmte Antwort, „und Euch in seiner Gesellschaft getötet." Sie erwidert ihrem Gatten mit lautem Gelächter: „Nein, das hättet Ihr nicht, denn ich hätte Euch, wie im Spiel, diesen „pliçon" (Pelzrock) um den Hals geworfen, und er wäre entflohen." Mit diesen Worten wirft sie ihrem Gatten den Pelzrock über den Kopf und umarmt ihn gleichzeitig. Unterdessen entflieht ihr Liebhaber wirklich. „Entschlüpft! Eilt ihm nach, denn er geht fort," ruft sie spöttisch ihrem Gemahl zu, der weit entfernt, den wahren Sachverhalt zu ahnen, sich über die gute Laune seiner Frau freut.

Dass bei diesen „liaisons dangereuses" grösste Heimlichkeit erste Tugend war, gebot schon der Trieb der Selbsterhaltung und die Furcht vor dem Spott der Leute.

---

*) Von einer ähnlichen Überlistung u. einer Tracht Prügel, die der geprellte Gatte seiner zärtlichen Frau verdankt, handelt Fabliau 50 „Le chevalier, sa dame et le clerc."

„Il covient mener par esgart
Amors, qui les veut maintenir,
Que l'en nes puist por sos tenir." (I, 246.)

„Qui aime, il doit s'amor celer" (III, 282), sagt ein „Clerc" und deshalb stiehlt er sich morgens früh, damit ihn die Nachbarn nicht sehen, aus dem Hause der buhlerischen Frau.

Zu jener Sorte anständiger Frauen, denen die geheime Sünde keine Sünde ist und denen nur die Aufrechterhaltung der äussern Ehrbarkeit am Herzen liegt, gehört die junge Wechslersfrau des Fabliau 23 „Des · II · changéors", die mit dem falschen Freund ihres Mannes vertrauten Umgang pflegt, nur ängstlich darauf bedacht, den Schein zu wahren, um nicht, im Fall der Entdeckung durch die Eifersucht ihres Gatten, als dumm verlacht zu werden. Aber ihre Begierde treibt sie doch dazu, den Buhlen auf Wunsch in seinem eignen Hause aufzusuchen. — Eine noch grössere moralische Verkommenheit verrät die lüsterne Schmiedsfrau des Fabliau 21 „Du fevre de Creeil," die vor ihrem Mann thut, als ob sie von obscönen Dingen kein Wort hören könnte, während sie in ihrer unbezähmbaren Sinnenlust ihrem Knechte, der mehr Schamgefühl besitzt als seine Meisterin, sogar Geschenke verspricht, wenn er ihren Willen erfülle.

Dass Frauen und Mädchen die Minne der Männer durch Geld oder andere Geschenke belohnen oder zu gewinnen suchen, bezeugen auch andere Stellen. Die Bürgerin von Orléans z. B. schenkt ihrem Liebsten „10 mars" und bittet ihn wiederzukommen, so oft er kann (I, 124), und „La damoisele qui sonjoit" verspricht Linnen, Hemd und Hosen obendrein, wenn der Fremde ihre Wünsche erfülle (V, 209).

Doch geht im allgemeinen die Verführung vonseiten der Männer aus, die mit Hilfe einer abgefeimten Kupplerin oder mit mehr oder weniger reichen Geschenken ihre Zwecke zu erreichen suchen und leider oft auch nur zu leicht erreichen. (Vergleiche I. Teil, p. 24.)

Wie leicht aber die sinnliche Liebe in ihr Gegenteil umschlagen kann und mit welch grausamer, kalt berechnender Lust die Frau Rache nimmt für eine verhältnismässig kleine, allerdings den Gesetzen der „Courtoisie" hohnsprechende Beleidigung, lehrt uns Fabliau 140 „De la dame qui se venja".

Von all den Untugenden der lasterhaften Frauen in den Fabliaux berührt uns aber die Unersättlichkeit ihrer fleischlichen Begierden am abstossendsten. Herzlos und voller Sinnlichkeit erweist sich die Fischersfrau in Fabliau 63 „Du pescheor de pont seur Saine", die trotz ihrer früheren Liebesbeteuerungen ihren Mann verlassen will, weil er angeblich seine Manneskraft verloren hat. — Der echte Typus des unersättlichen Weibes*), das schlimmer ist, als je eine „fame bordelière" war, stellt sich jedoch dar in der Edelfrau des Fabliau 16 „Du chevalier qui fist sa fame confesse".

Trotz glücklichster Ehe verrät sie fortgesetzt den Gatten, der mehr an sie glaubt als an Gott, bis dieser während einer schweren Krankheit seiner Frau auf den wunderlichen Gedanken kommt, als Mönch verkleidet, ihre Beichte zu hören. Gar böse Dinge soll der Beklagenswerte vernehmen. Sie ist eine „gar schlechte Frau", wie sie selbst sagt. Während der Beichte spricht sie sich über die Grundsätze und Ansichten der Frauen ihrer Art aus. Zunächst hat sie sich mit ihren „garçons" vergangen, denn

„A paine porroit-l'en choisir
Fame qui se puisse tenir
A son seignor tant seulement,
Jà tant ne l'aura bel et gent;
Quar la nature tele en ont,
Qu'ils requierent, ce sachiez-vous,
Et li mari si sont vilain
Et de grant felonie plain,
Si ne nous oson descouvrir
Vers aus, ne noz besoins gehir,
Quar por putains il nous tendroient
Se noz besoins par nous savoient;
Si ne puet estre en nule guise
Que n'aions d'autrui le servise." (I, 183.)

Fünf Jahre hat sie dann Umgang mit dem Neffen ihres Gemahls gepflogen, denn ohne seine Liebe wäre sie gestorben. Niemand hat Verdacht geschöpft, denn er kam öffentlich und häufig in ihre Zimmer, und sie hat gerade ihm als dem Unverdächtigsten ihre Gunst geschenkt, denn

*) Verschiedene Fabliaux obscönen Inhalts behandeln das gleiche Thema von der Unersättlichkeit der Frau, so die Stücke 26, 78, 133 und andere.

„C'est la coustume de nous fames,
Et de nous aaisies dames;
Quar cels dont l'en mains garde aura,
Entor cels plus se tornera.“ (I, 184.)

Nicht genug damit: sie hat allen Rittern, die Gastfreundschaft in der Burg genossen, ihre Gunst gewährt, was sie umso leichter konnte, da alle Gäste nur nach ihr fragten, weil sie und nicht ihr Mann der Herr im Hause war. — So ist durch der Frauen masslose Begierde manches Haus besudelt worden. — „Mässigung im Geschlechtsgenuss“, rät daher ein Dichter den Verheirateten an (I, 329).

Moralisch höher als die zuletzt gezeichneten durchaus perversen Frauennaturen steht vielleicht manche der in „wilder Ehe“ lebenden „amies“. Über diese Konkubinen sieh I. Teil, p. 23.

Betrachten wir nun die Frau der Fabliaux als Mutter! Wären wir gezwungen, das Verdammungsurteil, das unsere Dichter über das Weib als Ehefrau fällen, auch auf die Frau in ihrer Muttereigenschaft zu übertragen, es wäre entsetzlich. Doch dem ist nicht so. Für das Weib als Mutter haben die Fabliaux wenig Raum. Neben der Ehefrau erscheint ausser dem geprellten Gatten nur noch der begünstigte Liebhaber Nur gelegentlich hören wir etwas von der Frau als Mutter. So begegnet uns die Mutter auf der Brautsuche für ihren Sohn (IV, 112 ff.), die ehrbare Mutter, welche die Schande ihrer Tochter nicht mit Geld erkaufen will (vergleiche I. Teil, p. 24), und die Mutter als Erzieherin. Freilich hat letztere mitunter geringe pädagogische Veranlagung und erzielt gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem, was sie will (Fabliau 121 „De l'escuiruel“), während der Sohn einer „galanten Dame“, der Richaut, der Erziehung seiner Mutter alle Ehre macht. Vor seinem Aufbruch in die weite Welt giebt ihm dieses Gegenteil einer sittlich guten Mutter Winke und Ratschläge für alle Lebenslagen mit auf den Weg und lehrt ihn seine neuen Pflichten. „La mere lo chastie.“ (Méon, I, p. 58.) In einer hässlichen, böswilligen Alten regt sich zuletzt doch noch die Mutterliebe, obwohl ihr Sohn sie nicht verdient (Fabliau 125 „Du prestre qui ot mere a force“). Wie sich gute und böse Eigenschaften im menschlichen Herzen kreuzen, zeigt die gute Mutter, aber herzlose Schwiegertochter des Fabliau 5 „La houce partie“. Einen Einblick in das herzliche Verhältnis, wie es zwischen der guten Mutter und der keuschen Tochter herrschen soll, gewähren die Fabliaux 149 „De la dame escolliée“ und 87 „De Frere Denise“.*)

Dass aber Frauen ohne sittlich feste Grundsätze ihren Kindern kein gutes Beispiel geben können, ist leicht begreiflich, sehen und hören doch selbst kleine Kinder manches, was sie zwar nicht verstehen, aber um so genauer sich merken. So werden diese „enfants terribles“ zu unbewussten Verrätern der Schande ihrer Mütter, die sich nicht scheuen, vor dem Auge ihrer Kinder Ehebruch zu treiben (IV, 102, 152) oder ihrem Galan ein Stelldichein zu gestatten (II, 32).

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Sollten die Töchter solcher Mütter sittlich über ihren Erzeugerinnen stehen? Muss sich nicht vielmehr die verderbte Natur der Mutter in der Tochter forterben?

Selten begegnen uns junge Mädchen in den Fabliaux, aber Gutes wird kaum berichtet. Vereinzelte reine, jungfräuliche Erscheinungen sind unter anderen die Heldin des Fabliau 3 „Du vair palefroi“ und das kaum dem Kindesalter entwachsene, reizende Töchterchen einer Krämersfrau (Fabliau 31 „Du prestre et d'Alison“). Zwei andere Mädchen werden ein Opfer ihrer Unerfahrenheit (Fabliau 121 „De l'escuiruel“ und Fabliau 126 „De la grue“)**).

Eine dritte thut zimperlich, sie scheut das Wort, liebt aber die That (Fabliau 107 „De la pucele qui abevra le polain“ u. Fabliau 111 „De la damoisele qui n'ot parler“). Weniger scheu, gewisse Dinge beim rechten Namen zu nennen, sind drei heiratslustige Schwestern, die alle drei denselben jungen Mann zum Gatten wünschen (Fablian 122 „Le jugement“). Wieder andere verkaufen sich ohne viel Besinnen an Fremde, die im selben Hause übernachten, die eine um einen angeblich goldenen Ring (I, 239), die andere um ein Schaffell (III, 234). Von der „Damoisele qui sonjoit“ (Fabliau 134) und der „Damoiselle qui voloit voler“ (Fabliau 108) ist ebenfalls nichts Gutes zu sagen.

Giebt es denn gar kein Mittel für den Gatten und Vater, der Verworfenheit von Frau und Töchtern zu steuern? Nur durch Prügel ist das bösartige Weib im Zaum zu halten. Dies ist das einzige Heilmittel gegen schlechte Gedanken und eine wohlverdiente Strafe für sündige Frauen. Wie recht- und schutzlos, allen Gewaltthaten und Rohheiten des Mannes ausgesetzt, die mittelalterliche Frau war, beweist die ungerechte Behandlung, die schuldlose Frauen hohen und niedern Standes sich von ihren gestrengen Eheherrn ohne weiteres gefallen lassen mussten.

Am Hochzeitstage beschliesst ein junger Graf, um seiner kaum angetrauten Gemahlin die Lust zu nehmen, je gegen seinen Willen aufzutreten, ihr zu zeigen, dass nur sein Wille gilt. Als die Gräfin

*) Auf ein gutes Einvernehmen zwischen Mutter und Tochter lässt auch die Sehnsucht der letzteren nach der toten Mutter schliessen (III, 159).

**) Vergleiche Fabliau 87 „De frere Denise.“ Sieh I. Teil, p. 25.

trotz verschiedener Beweise, wie gefährlich es ist, ihm nicht zu gehorchen, wagt, ihn selbst auf die Probe zu stellen, widerfährt ihr die unwürdigste Behandlung.

„Il saut, par les cheveus la prant,
A la terre la rue encline;
Tant la bat d'un baston d'espine
Qu'il la laissiée presque morte.
Tote pasmée el lit la porte,
Iluec jut ele bien trois mois.“ (VI, 108.)

Der Dichter findet diese Zähmung widerspenstiger Frauen, die sich die „seignorie“ über ihre Männer anmassen wollen, ganz in der Ordnung.

„Benoit soit il, et cil si soient,
Qui lor males femes chastoient.“ (VI, 115.)

Ein Seitenstück zu dieser Behandlung einer vornehmen Dame durch ihren Ritter (Fabliau 149 „De la dame escolliée“) bietet die Erziehung, die ein Bauer gleichfalls bald nach der Hochzeit seiner Frau trotz ihrer adeligen Abstammung angedeihen lassen will, um ihr vornweg jeden Gedanken an Untreue zu nehmen (Fabliau 74 „Du vilain mire“).

„. . . . . Si je la batoie
Au matin quant je leveroie:
Ele plorroit au lonc du jor,
Je m'en iroie en mon labor.
Bien sai, tant con ele plorroit,
Que nus ne la donoieroit.“ (III, 158.)

Nach Tisch zerrt er ohne Grund die schuldlose Frau an den Haaren und schlägt ihr mit seiner grossen, breiten Hand mitten ins Gesicht, dass die Spur seiner Finger zurückbleibt.

Wie wird der gestrenge Eheherr bei solchen erzieherischen Grundsätzen erst die sündige Frau behandeln! Prügel und wieder Prügel sind die beste Arznei für sie (V, 162), obwohl die Frau mehr Schläge aushält als eine zweijährige Eselin (V, 140). Die heilige Schrift selbst berechtigt dazu. Da Gott das Weib aus einer Rippe Adams erschaffen hat, ist sie nur ein Knochen und ein Knochen spürt nicht die Schläge (M. B. IV, p. 194).

Der Schmied von Creeil schlägt einen Stock auf der Treulosen entzwei (I, 237), und der Gatte der „Dame aux tresses“ schleift seine vermeintliche Frau an den Haaren aus dem Bett und prügelt sie halbtot. Doch, um ihr den grössten Schimpf anzuthun („tote la honir do cors“), schneidet er ihr die Haarflechten so nahe wie möglich am Kopfe ab, so dass sie ganz gebrochen aus dem Hause wankt, das ihr der wütende Gatte schon vorher verboten hat (V, 138). Mit derselben Strafe des Abschneidens der Haarflechten droht ein anderer Gatte gleichfalls der Ehebrecherin (III, 196), und ob des unbegründeten Verdachts der Untreue setzt ein dritter seine unschuldige Frau in dunkler Nacht auf die Strasse (V, 10). —

So ist die schuldlose wie die schuldige Frau ein Opfer der brutalen Willkür ihres Mannes, darf er sie doch nach dem Gesetze straflos züchtigen (E. Glasson, Histoire du droit et des institutions de la France. Tome VII, p. 131) und in einzelnen Gegenden im Falle der Untreue verstossen (E. Glasson. Tome VII, p. 170). Er ist sogar berechtigt, die Ehebrecherin mit ihrem Buhlen zu töten, wenn er sie auf frischer That erwischt (E. Glasson. Tome VI, p. 659 et p. 671).

So erklärt der Gatte der „Dame au pliçon“, er hätte ihrem Buhlen mit dem Schwert den Kopf gespalten und sie mit ihm getötet, wenn er ihn bei ihr getroffen hätte (VI, 262).

Den selben Tod hätte auch der Galan der „Dame qui se venja“ gefunden, wäre er von ihrem Gemahl gesehen worden (VI, 29).

Aber nicht nur Herren der vornehmen Welt rächen blutig ihre beleidigte Ehre, sondern auch Männer aus dem Volke, sogar wenn der Attentäter nicht einmal sein Ziel erreicht. (Vergleiche I. Teil, p. 24.) Daher auch die Angst vor Entdeckung beim schuldigen Teil und die Heimlichkeit, mit der man bei Liebesaffären zu Werke ging. Die Ehebrecherinnen verdienen ihr Geschick. Aber dass auch brave Ehefrauen, wie die neuvermählte Bäuerin von oben eine so schimpfliche Behandlung finden, erklärt sich wohl nur durch den Glauben der Männer an die angeborene Neigung der Frau zur Untreue, an ihre perverse Natur. Hat aber die Frau, die doch auch in dieser Zeit nach kirchlicher Lehre trotz der Autorität des Mannes dessen ebenbürtige Lebensgefährtin ist, gar keine Rechte? Manche freilich führt ein strammes Hausregiment („la fame chauce les braies“ V, 202), dem sich schwache Männer wie der Gemahl der „beichtenden

Dame“ ohne weiteres beugen, ist es doch das gewohnte Streben aller Frauen, ihre Männer zu beherrschen (I, 185). (Vergleiche Fabliau 149 „De la dame escolliée“.) Mitunter ist sogar ein Kampf „um die Hosen“ mit der energischen Hausehre nötig, der nicht immer mit der Zähmung der Widerspenstigen endet wie in Fabliau 6 „Sire Hain et Dame Anieuse“.

Auch im bürgerlichen Leben steht die Frau, verheiratet oder unvermählt, nicht ganz ohne Schutz da. Sie kann Zeugnis ablegen vor Gericht und Klage führen. Eine arme Alte klagt vor dem geistlichen Gericht gegen ihren Sohn, der, obwohl Priester, seine Kindespflichten gegen die Mutter ganz vernachlässige und sie ihrem Elend überlasse. Ihre Klage hat Erfolg. Der Bischof droht mit Bann und Amtsentsetzung, wenn der gefühllose Sohn in Zukunft nicht für die Mutter sorge. (Fabliau 125 „Du prestre qui ot mere a force“.) Ein Mädchen droht mit einer Klage vor dem Bischof wegen Vergewaltigung, da die Entehrte keinen Mann finden könne (V, 209), und eine Lebedame beabsichtigt, gegen den angeblichen Vater eines unehelichen Kindes zu klagen, wenn er den Neugeborenen nicht als seinen natürlichen Sohn anerkenne (M. I, p. 42).

Das höchste Recht der Frau aber ist wohl die rechtliche Befähigung der Klage gegen den Gatten selbst. Freilich müssen schwerwiegende Gründe vorhanden sein, wenn sie auf Erfolg hoffen will.

Die hochmütige Bäuerin des Fabliau 148 „De la coille noire“, die bereits fünf Jahre verheiratet ist, klagt vor dem Bischof gegen ihren Mann, den sie nur im Glauben, er sei in allen Punkten körperlich wohlgebildet, geheiratet habe. Sie habe erst jetzt ihren Irrtum erkannt und bestehe auf Trennung. Der Bauer erhält eine Vorladung vor Gericht und wird wegen „mauvès plait“, wohl Verschweigung wichtiger Umstände bei Eingehung einer Ehe, angeklagt. Obwohl die Frau schon das erstemal Zeugen für die Wahrheit ihrer Aussage zu stellen angeboten hat und jetzt bedauert, selbst nicht redegewandt genug zu sein, um den Wahrheitsbeweis antreten zu können, erreicht sie ihren Zweck nicht, da ihr Mann durch seine Verteidigung die Richter von der Unrichtigkeit ihrer Anklage überzeugt und die Lacher auf seiner Seite hat.

Bekanntlich ist die Ehe nach kirchlicher Auffassung ein Sakrament (V, 170) und grundsätzlich unlöslich, obwohl unter Umständen eine Nichtigkeitserklärung der Ehe erfolgen kann. Nach kanonischem Recht ist aber ein Irrtum, der bei Schliessung einer Ehe mitunterläuft, und wenn er auch erst spät erkannt wird, Grund zur Auflösung der Ehe. (E. Glasson. Tome VII, p. 158 et p. 170.) Von einer Ehescheidung auf Grund von Ehebruch ist in unsern Quellen nicht die Rede, abgesehen von einer Stelle, die darauf hinzudeuten scheint. Ein Schmied frägt seine Vettern inbezug auf die Behandlung seiner ungetreuen Frau um Rat. Er solle sie tüchtig prügeln, sie gingen ihretwegen dieses Jahr nicht nach Rom (V, 162), lautet ihre Antwort.

Das Recht der Verstossung der ungetreuen Frau, das der Gatte in einzelnen Gegenden besitzt, ist bereits oben erwähnt. Eine Wiedervermählung eines der Gatten zu Lebzeiten des andern ist dabei aber ausgeschlossen. Dass gewisse Verwandtschaftsgrade ein kanonisches Ehehindernis bilden, ist bekannt. Sieh über die in unsern Texten erwähnte sogenannte geistliche Verwandtschaft zwischen Pate und Patin mit ihren Folgen I. Teil, p. 23 und p. 29.

Von dem trüben Bild der Trennung der Ehe wenden wir uns zu froheren, zu Höhepunkten im Leben der Frau, zu Verlobung und Hochzeit.

„Molt a qui bone fame prent,
Qui male prent, ne prent nient.“ (VI, 102.)

Ob wohl jeder so ideal dachte, wie diese Worte besagen. Schwerlich! Das Geld hat zu jeder Zeit einen guten Klang gehabt und nicht zum mindesten zur Zeit der Fabliaux. Das zeigt sich deutlich bei der Verheiratung manches hochadeligen, aber armen Fräuleins, das trotz Schönheit und Liebenswürdigkeit keinen standesgemässen Freier findet (III, 157). Der stolze, aber tief verschuldete Ritter verleugnet all' seine Grundsätze so sehr, dass er seine Tochter auch gegen ihren Willen dem reichen Bürger oder gar dem verachteten, aber wohlhabenden Bauer zur Frau giebt. Von solchen Geldheiraten unter dem Stand, die meist zu keinem glücklichen Eheleben führen mögen, handeln mehrere Fabliaux. Ausser den im folgenden besprochenen Gedichten haben das gleiche Thema von der Mésalliance die Fabliaux 74 „Du vilain mire“ und 24 „Le flabel d'Aloul“.

Dass die traditionelle, wenn auch nicht gesetzliche Autorität des Vaters, der den Freier mit der Hand der Tochter beschenkt (VI, 104), übermächtig ist und die Tochter um ihre Herzensmeinung nicht viel oder überhaupt gar nicht gefragt wird, zeigen unsere Texte. Wie der Sohn nicht wagt, die Erwählte seines Herzens gegen den Willen seines Vaters heimzuführen (V, 2 f.), so ist der an stummen Gehorsam gewöhnten Tochter, besonders wenn ihr noch die Mutter durch den Tod entrissen ist, inbezug auf die Wahl des Gatten des Vaters Befehl alleiniges Gesetz (III, 157). (Vergleiche Glasson VII, Chapt. XIV. § 3). Wagt die Tochter wie die „Chastelaine de Saint Gille“ (Stück 11) Einwendungen zu machen, wenn der Vater ihr die harte Notwendigkeit einer nicht standesgemässen Geldheirat und die damit verknüpften

pekuniären Vorteile durch Vernunftgründe zu beweisen sucht, so fügt sie sich schliesslich doch, wenn auch innerlich gebrochen, dem Willen des Vaters, der ihr vorhält, dass das Kind, das gegen des Vaters Gebot handle, es oft büssen müsse.

Gleich diesem Ritterfräulein beugt sich die gehorsame Tochter eines reichen Ritters, der sie aus Habsucht einem hässlichen alten Standesgenossen verkaufen will, in stummer Ergebenheit dem Machtspruch des geldgierigen Vaters. Nachts freilich fliessen ihre Thränen um so reichlicher, sie gelten dem auf ewig verlorenen Gatten ihrer Wahl (Fabliau 3, „Du vair palefroi"). —

Wenn die gekaufte Braut, deren Einwilligung in den verhassten Ehebund erzwungen ist, kurz nach der Trauung, als bereits die Hochzeitsgäste sich einfinden, dem Bauer durch ihren ritterlichen Liebhaber entführt wird, so haben sicher die Liebenden die Sympathien ihrer Zeitgenossen für sich und der betrogene Bauer den Spott. Nach dem kanonischen Recht ist die erzwungene Ehe ungültig und der Mädchenräuber frei von Strafe (vergl. E. Glasson VI, 669 und VII, 157 f.), wenn er, wie in unserm Liebeslied von der „Chastelaine de Saint Gille", die Entführte heiratet. Dass die Autorität des Vaters gegenüber der vollendeten Thatsache der Vermählung der Tochter mit dem Manne ihrer Wahl ein Ende hat und dass er nichts Klügeres thun kann, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, zeigt der glückliche Ausgang des reizenden Fabliau „Du vair palefroi", bedarf es doch nach dem kanonischen Rechte für die Gültigkeit einer Ehe der Einwilligung der Eltern nicht. (Vergl. E. Glasson VII, 158.)

Der Verlobung und Hochzeit gehen in den meisten Fällen Verhandlungen voraus, wobei es sich um das Vermögen des Freiers und die Mitgift der etwaigen Braut handelt.

Von der Brautwerbung eines Vaters und einer Mutter für ihren Sohn erzählen zwei Gedichte. Ein reicher Kaufmann sucht nach dem Tod seiner Frau für seinen Sohn eine passende Partie, ein wohlgeborenes Mädchen aus guter Familie mit einflussreicher Verwandtschaft. Schliesslich wirbt er in Begleitung seines Sohnes um die Tochter eines hochangesehenen, aber verschuldeten Ritters. Der Ritter und seine zwei Brüder erkundigen sich zunächst sorgfältig nach dem Vermögen, das der Vater dem Sohn mitgeben will. Aber erst, nachdem der alte Mann sich auf Drängen der drei Ritter bereit erklärt, auf sein Vermögen zugunsten seines Sohnes zu verzichten, ergreift der Vater seine Tochter an der Hand und giebt sie dem jungen Manne, der sie, wie der Dichter kurz hinzufügt, heiratet (Fabliau 5 „La houce partie").

In Fabliau 98 „De Jouglet" wirbt eine wohlhabende Grundbesitzerswitwe für ihren beschränkten Sohn um die niedliche Tochter eines Lehnsverwalters. Sie zieht von ihren zwei Mänteln den schönsten an und besucht den Verwalter. Ohne Umschweife steuert sie auf ihr Ziel los. Wolle er seine Schulden los werden, so gebe er seine Tochter ihrem Sohn zur Frau. Sie streicht ihren Sohn heraus, er wisse nichts von Kneipe und Spiel. Hierauf bereden sie den Heiratsvertrag, wenn man die Vereinbarungen der beiden so nennen darf, und bestimmen den Hochzeitstag. — Auch Freunde gehen für den Unbeweibten auf die Freie (III, 156 f.).

Endigen diese Verhandlungen zur gegenseitigen Zufriedenheit, dann erfolgt die Verlobung (I, 43; II, 166). Von der Seligkeit eines langen Brautstandes war man damals kein Freund. So drängt ein Bräutigam den Priester zur baldigen Verkündigung des Eheaufgebots („bans" II, 166) und „der Bauer als Arzt" beschleunigt seine Hochzeit so rasch als möglich (III, 157). Die Trauung folgt zuweilen ausserordentlich rasch auf die Verlobung, am nächsten (III, 82; VI, 102) oder übernächsten Tag (I, 47) und zwar früh morgens (I, 48, 50, 65; VI, 102). Die jugendliche Braut — une baiselette à une tenre mamelette (II, 205)*) — wird am Hochzeitstage festlich geschmückt (I, 48). Der Hochzeitszug, Herren und Damen, setzt sich alsdann nach der Kirche in Bewegung zu Fuss oder zumal bei grösserer Entfernung, zu Pferde. Spielleute lassen dabei ihre heitern Weisen erklingen (IV, 115). Die Trauung wird im Münster und zwar in der Kirche selbst vollzogen (I, 50 ff.; III, 73; VI, 115) oder unter Umständen in der Burgkapelle (I, 65). (Vergleiche dagegen E. Glasson VII, p. 151). Der Priester richtet an die Brautleute die von der Kirche vorgeschriebenen Fragen, besonders auch an die Braut, um sich von der Freiheit ihrer Wahl zu überzeugen (I, 139). Eine erzwungene Einwilligung eines der Brautleute macht die Ehe ungültig. (E. Glasson VII, p. 158.) Treuschwüre und Ringübergabe vonseiten des Mannes**) beschliessen die feierliche Handlung. [Ein Fischer erinnert seine Frau an den Treuschwur, den er ihr in der heiligen Kirche geschworen (III, 73) und ein Graf spricht von dem Ring, den er seiner Gemahlin an den Finger gesteckt habe, als Zeichen des geschlossenen Ehebundes (IV, 105).] Man hört noch die Messe (I, 66) und begiebt sich alsdann im fröhlichen Zuge zum leckeren Mahle, dem man gebührende Ehre erweist (I, 115 f.; III, 223). Gesang und Tanz tragen zur Erhöhung der Lustbarkeit der Hochzeitsgesellschaft bei (I, 142, 146; III, 82). Bei Einbruch des Abends zieht sich die Braut in die Schlafkammer zurück (IV, 116). Ein Teil der Hochzeits-

---

*) Nach Léon Gautier, „La Chevalerie" ist das Mädchen mit zwölf Jahren bereits heiratsfähig (Chapt. IX, p. 342).
**) Sieh Léon Gautier, „La Chevalerie" Chapt. XI, p. 427 und Eugen Spirgatis, „Verlobung und Vermählung" p. 22 f.

gäste begleitet sie. Später folgt der junge Ehemann, worauf alle andern das Brautgemach verlassen. Die beiden Gatten sind allein (IV, 116). Am andern Morgen früh finden sich Verwandte und Freunde zur „revidaille“, dem herkömmlichen Morgenbesuch am Tage nach der Hochzeit ein, um ihre Geschenke, darunter auch nicht unwillkommene Geldgaben*), den Neuvermählten zu überreichen. Nach dem Aberglauben alter Weiber bringen Pfannen und Töpfe, die man sich mit dem geschenkten Gelde anschafft, wachsenden Wohlstand (II, 167).

Ausser diesen mehr privaten Hochzeiten gab es auch öffentliche, die jedermann mitfeiern durfte. Zu diesen „noces communes“, bei denen es hoch herging, kamen Fahrende und Spielleute von nah und fern, milde Gaben heischend (III, 223 f.). Wie rasch sowohl in adeligen wie in bürgerlichen Kreisen die Trauung der Verlobung folgen kann, mögen uns zwei Fabliaux bezeugen. Ein verwitweter Bürger verlobt sich, ehe ein Monat seit dem Tode seiner Frau vergangen ist, mit einem hübschen, aber armen Mädchen aus dem Volke und heiratet sie „a l'endemain“. (Fabliau 110 „D'Auberée.“) Von einer Liebesheirat eines hochadeligen Herrn handelt Fabliau 149 „De la dame escolliée“. Da es uns aber zugleich einen Einblick in ein Stück Familienleben gewährt, und die Frau als herrschsüchtige Ehefrau und Unruhe stiftende Schwiegermutter schildert, möge ein kurzer Auszug dieses Gedichtes erfolgen.

Der Ruf von der grossen Schönheit eines Edelfräuleins dringt bis zu den Ohren eines jungen noch unvermählten Grafen. Er verliebt sich in sie, ohne sie zu kennen, was oft vorkommt, wie der Dichter bemerkt. Während eines Unwetters verirrt sich der Ritter auf der Jagd und findet mit seinem Gefolge gästliche Aufnahme in der elterlichen Burg der Dame. Beim Abendessen führt er das Fräulein zu Tisch. Nach Aufhebung der Tafel erfreut man sich kurze Zeit an lebhaftem Geplauder. Dem Gaste, der nur Augen für seine Tischnachbarin hat, dünkt ihre Schönheit grösser als das Gerücht ihm verheissen. Die kurze Zeit der Bekanntschaft genügt ihm, um einen folgeschweren Schritt zu thun. Bevor man zur Ruhe geht, bittet er um die Hand der Tochter des Hauses. Er erhält sie mit Freude und die Zusicherung einer reichen Mitgift. Aber der Freier versichert, er liebe die junge Dame wegen ihrer hohen Schönheit, nicht ihres Vermögens wegen. Wer sie besitze, verfüge über nicht wenig. Die Nacht schläft der Bräutigam kaum vor freudiger Aufregung. Am nächsten Morgen schon wird der Edelmann mit seiner Liebsten im Münster getraut. Nach der Trauung überreicht der Ritter seiner nunmehrigen Gattin ein grosses Geldgeschenk als Morgengabe (das „douaire“, das Leibgeding der Frau, wird einmal erwähnt I, 145) und schlägt das erneute Angebot der Mitgift aus. Vor der Abreise der jungen Frau in ihre neue Heimat geben Vater und Mutter, jedes nach seinem Standpunkt, der Tochter gute Lehren mit auf den Weg. Der Vater ist ein trauriger, aber doch pfiffiger Pantoffelheld, denn er setzt seinen Willen bei der herrschsüchtigen Burgfrau stets durch, indem er anscheinend das Gegenteil wünscht. Er ermahnt die scheidende Tochter, ihren Herrn zu fürchten, denn thue sie es nicht, so gereiche ihr dies zur Schande. Die Mutter, der eigentliche Herr im Hause, flüstert der Tochter zu, ihrem Beispiel zu folgen und nach der Herrschaft über ihren Mann zu streben. Die Tochter schreibt sich dies hinter die Ohren. Auf dem Ritt zu seiner Burg jedoch beginnt der durch den Schwiegervater gewarnte Graf bereits die Erziehung seiner Frau, die bei dem Hochzeitsmahle, das der Ritter in seiner Burg zu Ehren seiner Vermählung befohlen hat, in eine brutale Prügelei seiner doch so angebeteten Gemahlin ausartet. (Wunderliche Zeit! Liebe auf den ersten Blick und Prügel bereits kurz nach der Vermählung. Vergl. Seite 16.) Doch der Graf hat seinen Zweck erreicht. Seine Frau wagt kein Wort des Widerspruchs mehr. Gelegentlich eines Besuches der Schwiegereltern wird die böse Schwiegermutter in drastischer Weise von ihrem Herrschgelüste gründlich geheilt und infolgedessen stört fürder kein Misston mehr die Harmonie der beiden Ehen.

Wie trüb es überhaupt stets in mancher Ehe aussehen mochte, nachdem kaum der Hochzeitsjubel verklungen war, erzählt uns Fabliau 44 „Du vallet qui d'aise a malaise se met“. (Vergleiche Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, XIII, p. 281 ff.) Der scharf beobachtende Verfasser entrollt in diesem kleinen Epos ein mit packender Naturwahrheit gezeichnetes Bild eines Stückes mittelalterlichen Lebens, das uns ganz modern anmutet, schildert es doch menschliche Verhältnisse, die keiner Zeit fremd sind. In scharfer Beleuchtung malt uns der Dichter die Werdegeschichte und das Elend einer im Leichtsinn geschlossenen Ehe, wobei wesentliche Züge aus dem Charakterbild des Weibes mit feiner Kunst verwertet sind. Besonders aus letzterem Grund kann sich der Verfasser dieser Schrift nicht enthalten, auf den Inhalt des interessanten, übrigens ganz reinen Fabliau näher einzugehen.

Ein junger Bauernknecht erspart sich etwas Geld. Er schafft sich dafür gute Kleider an, so einen Rock aus feinem Tuch und sogar einen Überrock. Er schätzt sich jetzt zehnmal höher als er in Wirklichkeit ist und hält es an der Zeit, sich selbständig zu machen und einen eignen Herd zu gründen. Er findet ein Mädchen, das ihm behagt, und erklärt ihr seine Liebe. Sie ziert sich und sagt, es sei keine

*) Ein Oheim verspricht seiner Nichte ein Geldgeschenk von zehn Pfund als Hochzeitsgabe (II, 67).

„Courtoisie“, ein Mädchen zu verspotten. Er liebe wahrscheinlich eine viel schönere Maid als sie. Er aber will mit ihrer Einwilligung bei ihren Eltern um ihre Hand werben. Obwohl es des Mädchens sehnlichster Wunsch ist, unter die Haube zu kommen, weist sie den ungestümen Freier scheinbar ab. Ihr Vater sei kein reicher Mann, sie wäre nicht fein gekleidet und habe bis jetzt noch wenig verdient. Viel ärmere Leute, als sie seien, meint er leichtfertig, würden sicher noch dieses Jahr heiraten, warum sie nicht? Die neugierigen Nachbarn haben die beiden Leutchen im vertraulichen Geplauder beieinander stehen sehen und teilen ihre Mutmassungen eiligst den Eltern des Mädchens mit. „Heiratet der junge Mann Eure Tochter, dann hat sie sich nicht übel gesetzt, denn er ist brav und verdient ein schönes Stück Geld. Haben sie jetzt noch nicht viel Geld, so werden sie doch eines Tages genug besitzen“, so sprechen die Nachbarn. Dies Gerede giebt der Mutter zu denken. Als beide Gatten abends im Bett liegen, versucht sie ihren Mann zu überzeugen, dass man die günstige Gelegenheit, die Tochter zu verheiraten, benützen müsse. Doch der einsichtsvolle Mann will davon nichts hören, kann er doch seiner Tochter weder Möbel noch Geld mitgeben. Aber wenn er sich auch wie vorhin auf die andere Seite legt, es hilft nichts. Er wird weiter bearbeitet. Bekommt sie ein uneheliches Kind, meint die Frau, so heiratet sie kein Ehrenmann mehr. Daher müssen wir sie behüten, da sie doch unser Kind ist, und eine brave Frau aus ihr machen; ihr Freier nimmt sie auch ohne Geld, denn er liebt sie sehr. Schliesslich giebt der Mann nach. Als Aussteuer soll die Tochter ein Kühlein, ein Stück Feld, Tuch- und Leinenzeug erhalten. Nun gilt es, den Gimpel festzuleimen. Bei den Besuchen des Heiratskandidaten im Hause der Liebsten kommt ihm die zukünftige Schwiegermutter honigsüss entgegen. Stets darf er sich neben die Erkorene seines Herzens setzen.

Damit der Arme umso rascher zugreifen solle, tischt ihm die Listige das Märlein von einem zweiten Freier auf, der aber sehr auf's Geld sehe. Nun beginnt sie ein grosses Loblied auf die häuslichen Tugenden ihres Kindes zu singen, die gut spinnen, Brot backen und waschen könne. Wer sie als Frau heimführen wolle, werde aber nicht auf einmal die Aussteuer bekommen, obwohl sie zu leben hätten. Dass der Bewerber ihrem Mann und ihr ein willkommener Schwiegersohn ist, hat sie ihm schon eingangs bemerkt. Der junge, verliebte Mensch rennt nun offenen Auges ins Verderben. Sie sei ihm ohne Geld lieber als eine andere mit Geld. Fragt Eure Freunde um Rat und kommt dann wieder, sind die Abschiedsworte der Mutter. Zuvörderst vertraut er sich einem Freund an. Er malt sich die Zukunft im rosigsten Licht. Er spricht seinem Freund davon, sich selbständig zu machen, damit das Elend der Dienstbarkeit aufhöre. Seine beste Habe sei daraufgegangen, er habe keine Zeit gehabt, sich zu waschen und zu kämmen oder seine Kleider in Ordnung zu halten. Wenn er verheiratet sei, werde alles anders.

Bei seinen Verwandten werden seine Heiratsabsichten verschieden beurteilt. „Ihr wollt heiraten? Wen denn? Ein Reicher giebt Euch nie seine Tochter, denn Ihr habt ihr keine Häuslichkeit zu bieten. Denkt Ihr nicht daran, dass Ihr in kurzer Zeit viele Kinder zu ernähren habt?“ Auch den Plan des jungen Mannes, sich nicht mehr einem Bauer zu verdingen, tadelt der kluge Vetter. Doch der Knecht will davon nichts hören. Ein anderer Verwandter ermutigt ihn in seinen Heiratsgedanken und stellt ihm ein Kämmerchen zur Verfügung. Darauf dringt er beim Priester auf Beschleunigung des Eheaufgebots und verspricht ihm Geschenke, obwohl er nicht einmal zehn „saus de deniers“ erspart hat, um die Kosten seiner Hochzeit zu bestreiten. Er pumpt sie von einem gefälligen Freund mit dem Versprechen, sie nach Erhalt der Hochzeitsgeschenke zurückzuzahlen. Aus lauter Glück, dass er am Ziel seiner Wünsche steht, kauft er mit einem Teil des geliehenen Geldes Schmuck und Edelsteine. Die letzte Freude bringt der Hochzeitstag. Schon der nächste Tag bringt die erste Enttäuschung. Die Geschenke fallen nicht nach Wunsch aus. Kaum acht sous betragen die Geldspenden und zehn ist der Leichtsinnige schuldig. Schlag auf Schlag kommt das Unglück. Die junge Frau gerät in Streit mit der Base, deren Mann dem neuvermählten Paare ein Kämmerchen eingeräumt hat, weil die Base zwei Hochzeitsgeschenke, ein Ferkel und zwei Hühner, nicht in der Kammer dulden will. Sie wandern auf Betreiben der jungen Frau. Um ein eigenes Heim zu haben, wo sie ihre Truhe aufstellen und ihr Bett nach eigenem Belieben machen können, verkaufen sie ihre Kleider. Sie machen bald Schulden, die nie zurückbezahlt werden. Nach Jahresfrist fühlt sie sich schwanger. Wenn er nach harter Arbeit heimkehrt, muss er erst noch das Feuer anblasen. Dann seufzt er wohl aus Herzensgrund über seinen thörichten Streich zu heiraten. Doch die Reue kommt zu spät. Aber so krank seine Frau auch ist, findet sie doch Worte bittern Vorwurfs. Der eheliche Friede ist durch diese gegenseitigen Reibereien gestört. Jede Hoffnung auf Besserung ihrer Lage ist ausgeschlossen, denn je länger es geht, desto mehr verschlimmern sich ihre Verhältnisse.

„Der thörichte Mensch“, sagt der Dichter, „gebärdete sich stolz wie ein junger eitler Hahn, aber er glich eher dem Vöglein, das fliegen wollte, ehe es Flügel hatte.“

Die weltkluge Moral unseres Fabliau besagt, wenn auch nicht in Worten, so doch dem Sinne nach, in trockener Kürze: „Heiratet nur reich oder gar nicht.“ Ein Thor ist, heisst es an anderer Stelle, der

sich eine Frau nimmt, wenn er kein „estorement“ d. h. keine Hauseinrichtungsgegenstände besitzt (II, 156). —

Gehen wir nun zur Betrachtung des stillen Wirkens der ehrbaren Hausfrau im Schoss der Familie über. Unsere Quellen geben nur spärliche und flüchtige Andeutungen. Sie kocht (I, 126) und backt Brot (II, 162) in grossen Backöfen (VI, 3, 42). Sie wäscht (II, 162), näht oder webt (III, 194). Sie spinnt daheim (IV, 98; V, 85) oder unterwegs auf der Strasse gehend (VI, 11) und am liebsten wohl bei einer Freundin (III, 195). Gesponnen wird mit der Spindel (III, 239; VI, 11). Auch in den Burgen ruhen die fleissigen Hände nicht. Die Schlossherrin selbst geht mit gutem Beispiel voran, da sie die Oberaufsicht führt und dafür sorgt, dass ihre Gäste wohl zufrieden sind (VI, 100, 178). Unter Lachen und Scherzen nähen die „puceles“ einer Edelfrau das Wappen des Ritters, sei es ein junger Löwe oder Leopard, auf feine Seide (II, 98). Diese „puceles“ gehören zur „Mesnie“. Was ist unter dieser „Mesnie“ zu verstehen? Offenbar alle die Personen, die im einem Dienstbarkeitsverhältnis zu dem Hausherrn stehend, seien es Fremde oder Verwandte, zu seinem Hause gehören und seinen Schutz geniessen, wofür sie seiner Autorität unterworfen sind. (Vergleiche E. Glasson VII, § 1.)

Dies Gesinde im weitern Sinn setzt sich, ausser den Verwandten, aus Knechten und Mägden zusammen. Je reicher und vornehmer die Familie, desto grösser ist natürlich die Zahl der männlichen und weiblichen Dienerschaft Die „Mesnie“ im Hause der Bürgerin von Orléans besteht aus 2 Neffen des Hausherrn, einem Knaben, der das Wasser bringt, und 3 Kammerfrauen, unter denen eine die Nichte des Bürgers ist, und 3 Dienern (II, 122). Ist die Mesnie klein, dann holt man im Notfall gegen Lohn (II, 58) weitere Arbeitskräfte und teilt sich in die Arbeit, wobei sogar bei der Speisenzubereitung männliche Hände mithelfen (II, 54 f.) Bei der Vorliebe für Tafelfreuden war ein guter Koch jedenfalls hochgeschätzt. Erwähnt werden Köche in einer Ritterburg (VI, 105, 110) und ein solcher in einem Pfarrhause (II, 55).

Die verschwiegene Vertraute der Hausfrau ist oft eine „chamberiere“, welche die Liebschaften der Herrin kennt und die Zusammenkünfte der Liebenden vermittelt (VI, 26, 51, 143.) Eine verschmitzte Kammerzofe (II, 15; IV, 180) kommt dabei nicht zu kurz. Freilich leidet sie auch unter der übeln Laune der Gebieterin, die ihr mit Schlägen droht (I, 311) oder thatsächlich handgreiflich wird (III, 239 f.).

Bei einem Streit zwischen Herrin und Magd kann es zwar vorkommen, dass die Gebieterin bittere Wahrheiten hören muss wie die Konkubine in Fabliau 84 „Du boucher d'Abevile“.

Im Verlaufe des Streites zeigt sich klar die Beschützerrolle des Hausherrn. Als die Konkubine der Magd den Dienst kündigt und ihr das Haus verbietet, will diese die Rückkehr ihres Gebieters erwarten, um sich über die Herrin zu beklagen. Der Priester macht auch seiner Konkubine heftige Vorwürfe, weil sie seine „Mesnie“ geschlagen habe, was ihre geringe Achtung vor ihm bezeuge. Diese beschuldigt die Magd des Diebstahls und fordert ihre Entlassung durch ihren „Sire.“ Bei den gegenseitigen Beschuldigungen der zwei Frauen erkennt der Hausherr mehr als beiden lieb ist und möchte wohl beiden den Laufpass geben (III, 238 ff.). Was von den Frauen gesagt wird, gilt auch von der „Mesnie“: die Männer können ihnen erst trauen, wenn sie ihre Tugend erprobt haben. — Zur „Mesnie“ gehört auch die pflichtvergessene Amme und Erzieherin des jungen Ritterfräuleins in dem Fabliau 126 „De la grue“ und die Tugendwächterin des Fabliau 47 „Du chevalier a la corbeille“.

Aber nicht alle Frauen blieben innerhalb der Schranken der Häuslichkeit. Der harte Kampf ums Dasein veranlasste auch sie — verwitwet oder unvermählt? — einen öffentlichen Beruf auszuüben. So betreibt eine Bürgerin ein Ladengeschäft. Sie handelt mit Binsenhüten, verkauft jedoch merkwürdigerweise auch Wachs, Knoblauch, Zwiebeln und Gewürze aller Art. Ihr jugendliches Töchterchen wird als geschickte Verkäuferin gerühmt (II, 8 f.).

Auch Wirtschaften sind im Besitz von Frauen, wie das Beispiel der „Dame Hodierne“ (I, 207) bezeugt. Eine Pariserin „Dame Tifaigne la cofiere“ scheint Putzmacherin zu sein und die alte Auberée ist eine Schneiderin, die auch Herrengarderobe anfertigt, wenigstens bessert sie den Überrock eines jungen Mannes aus. Sie ist zugleich der echte Typus einer abgefeimten Kupplerin, gerade wie ihre würdige Kollegin in dem ehrsamen Gewerbe der Verkuppelung, die „Dame Hersent la marrugliere del mostier“. Seltsamerweise ist diese bekannte, übelberufene Gelegenheitsmacherin, mit der öffentlich gesehen zu werden, ein Kleriker sich scheut, Sakristanin in einer Kirche (VI, 11). Noch moralisch tiefer als diese Weiber stehen die Verworfensten ihres Geschlechts, die käuflichen Frauen und Mädchen. In der „rue aus putains“ (V, 52) treiben diese „fames bordelières“ (I, 186), diese „meschinetes de vie, a tot le monde communans“ (II, 13) in öffentlichen Häusern (bordel II, 23; V, 66; boule, houle V, 66) ihr schändliches Gewerbe unter dem Schutze ihrer Zuhälter (houliers, V, 55 ff.). Dass diese Dirnen mit Hilfe ihrer Zuhälter gelegentlich ihre Opfer bestehlen, verrät uns Fabliau 116 „De Boivin de Provins“.

Unter Umständen werden sie sogar von ehrbaren Frauen in ihr Haus gerufen (Fabliau 31 „Du Prestre et d'Alison“). Diese Weiber haben wie Bürgerfrauen ihre weibliche Bedienung, mit der sie auf sehr vertrautem Fuss stehen. (Vergl. Fabliau 116 und „Richaut“, Méon I, p. 38 ff.)

Man kann sich denken, dass diese Mädchen nicht besser wie ihre Gebieterinnen sind. Auch sie werden durch ihre Zuhälter geschützt, sogar vor Wutanfällen ihrer Herrinnen (V, 63). Das Vorbild einer galanten Dame grossen Stils aus dem zwölften Jahrhundert, deren Name zur Bezeichnung der ganzen Gattung verlorener Frauen und Mädchen gebraucht wird (V, 302), ist Richaut, die „maistresse de lecherie“, die Heldin des gleichnamigen, ob seiner Schilderung des Wirklichkeitslebens in vielen Punkten hochinteressanten Fablian.*)

Richaut, die Lehrmeisterin vieler gefallenen Mädchen, saugt alle Stände gleichmässig aus. Als sie sich schwanger fühlt und später erst recht, als sie von einem Knaben entbunden wird, muss ein Kleriker, den sie für den Vater erklärt, gehörig zahlen. Ebenso ein Ritter und ein Bürger. So kommt sie in den Besitz von bedeutenden Geldmitteln und kann sich während ihres Wochenbettes von ihrer vertrauten Magd, der „blondlockigen Herselot“ sorgsam pflegen lassen.

Kaum aber ist es ihr möglich wieder aufzustehen, als sie sich nach der Sitte ehrbarer Frauen zum Kirchgang rüstet. Im grössten Staate, eingehüllt in einen Pelzmantel und neuen „Chainse“, die beide lang auf dem staubigen Boden nachschleppen, eilt sie stolz durch die Stadt. Verwundert schaut ihr alles nach und frägt sich, woher die Mittel zu solchem Aufwand stammen. Wie der Sohn, auf den seine würdige Mutter und Erzieherin in ihrer Art stolz sein kann, sich entwickelt, werden wir später sehen.

Ehe der Verfasser sich darüber äussert, wie viel Bedeutung man den in den Fabliaux über Frauencharakter und Frauenwert gefällten Urteilen beilegen darf, seien den Lesern noch einige bemerkenswerte Frauengestalten vorgeführt. Das bei den Männern jener Tage so häufige Laster der Trunkenheit, welches uns bei der Frau noch widerlicher berührt, werfen unsere Dichter nie der Frauenwelt vor. Aber ganz frei davon scheinen sie in einzelnen Fällen nicht gewesen zu sein.

Hören wir, was das Fabliau 73 „Des · III · dames de Paris“ uns berichtet.

Am Dreikönigstage 1320 begegnen zwei Pariserinnen, die Frau des Adam de Gonnesse und ihre Nichte Maroie Clippe, die sich im Hause des neuen Wirtes Perrin's du Terne für zwei deniers gütlich thun wollen, der Dame Tifaigne la coifiere, die ihnen einen vorzüglichen Weisswein, den man in der „Taverne des Maillez“ trinke, in allen Tonarten anpreist. Der Wirt gebe ihnen gern Kredit für 10 sous. Die drei Frauen kehren in dieser Schenke ein und lassen sich dort von dem Sohn des Druins Baillez bedienen. Sie lassen sich auftragen, was sie Gutes bekommen können.

„La veïssiez des denz ouvrer
Et henas emplir et vuïdier:
En petit d'eure, à mon cuidier,
Orent · XV · sous despendu.“ (III,147.)

Sie schmausen, was das Zeug hält: Zwei fette Gänse, ein grosse Schüssel Knoblauch, jede einen warmen Kuchen. Die eine beginnt bereits unter der Anstrengung der Arbeit zu schwitzen und trinkt in grossen Zügen. In kurzer Zeit sind drei Schoppen durch ihre Kehlen geflossen. Der andern genügt der Wein nicht mehr, sie will bessern Wein und wenn sie ihre Kuh verkaufen müsste. Drei Schoppen Wein aus Grenache werden bestellt, um ihre heissen Köpfe zu laben. Als Nachtisch verzehren sie Waffeln und Hohlschippen (oublés), Käse, geschälte Mandeln, Birnen, Nüsse und Gewürze. Ihre frohe Weinlaune regt sie auch zum Gesang an. Eine der drei „commères“ stimmt ein neues Lied neckischen Inhalts an.

„Commere, menons bon revel;
Tiens vilains l'escot paiera,
Qui ja du vin n'ensaiera.“ (III,148.)

Die eine erklärt den Wein aus Grenache für besser als den „françois“. Man behalte den Verstand dabei. Ihr ist das Trinkgefäss zu klein, sie wolle den Wein nicht bloss versuchen. Sie bestellt von neuem von dem guten Wein. Der Aufwärter wird, nachdem er den Wein gebracht hat, aufgefordert, einen Bissen zu essen und dann zu trinken, denn der Wein sei besser als der von Ervois (Arbois?) und der von St. Emilion. Die Pariserinnen scheinen sich gut auf Weinsorten zu verstehen. Alle drei zechen wacker. Aber doch mit Unterschied. Während die eine den Topf auf einen Zug fast leert, stürzt die andere als echte Weintrinkerin den Wein nicht in Mengen hinab, sondern geniesst ihn in kleinen Schlücken, seine Stärke und Süssigkeit mit der Zunge so lang wie möglich kostend. Bei dem Gelage schwindet ihnen die Zeit wie im Fluge dahin. Sie kneipen von Tagesanbruch bis Mitternacht. Aber endlich hat doch der Wein die ausdauernden Zecherinnen besiegt, sie haben „le henap plain“ (III, 150). Die eine

*) Einzelheiten sind ihm bereits entnommen: Sieh I. Teil Kapitel VII, p. 13 und VIII, p. 18.

macht den Vorschlag, draussen auf dem Weg ungesehen zu tanzen und ungehemmt durch irgend ein Kleidungsstück nach Hause zu gehen. Sie lassen in der That einen Teil ihrer Garderobe als Pfand für die Zeche zurück und streifen die Vorderteile ihrer Röcke über den Pelz des Schmutzes auf der Gasse wegen. Unter der Begleitung ihres Aufwärters verlassen sie die Schenke und singen laut:

„Amours, au vireli m'en vois". (III, 150.)

Sie sprechen unterwegs viel von ihren „Freunden", straucheln aber häufig. Zuletzt beraubt ihr Begleiter die drei Unzurechnungsfähigen gänzlich ihrer Kleider und lässt sie nackt liegen. Morgens werden sie gefunden, als die Stadtthore geöffnet werden. Alles strömt herbei, sie zu sehen. Man hält sie für tot. Ihre Gatten, die ihre Frauen auf einer Wallfahrt glauben, hören die Mär. Sie eilen gleichfalls an die Fundstätte und erkennen jammernd ihre Frauen. Im Kloster der Unschuldigen werden sie begraben. Um Mitternacht kommen sie wieder zu sich. Sie wähnen, sich noch in der Kneipe zu befinden und verlangen kreischend drei gesalzene Häringe und einen Krug des stärksten Weines, um ihrem Kopfweh abzuhelfen. Auf ihr Geschrei kommen Leute herbei, halten sie aber für Teufel und fliehen schlennigst. Jede der drei schleicht nach Hause. —

Wenn der Schluss auch recht unwahrscheinlich ist, so giebt der bei weitem grössere Teil der Erzählung doch ein höchst glaubwürdiges Sittenbild. — Fablian 49 „La veuve" bleibt ganz auf dem Boden der Wirklichkeit und schildert uns ein Stück Frauenleben mit grosser realistischer Wahrheit.

Eine bereits ältere, mit Kindern gesegnete Frau jammert bei der Beerdigung ihres Mannes wie verzweifelt. Sie spricht viel und gern von dem teuern Toten und den bangen Träumen, die sie vor seinem Abscheiden quälten. Ein Traum dünkt ihr ganz rätselhaft.

Sie träumte, eine schöne Taube habe sich auf ihrem Schosse niedergelassen. Verwandte und Nachbarn beiderlei Geschlechts deuten dies offenbar als glückverheissende Wiedervermählung. Doch die Witwe weist diese Zumutung entrüstet zurück. Bald aber erwacht die Lebenslust und Gefallsucht wieder. Sie mustert ihre Toilette. Sie geht geschminkt und schön gekleidet — „wie ein gemauserter Habicht, der flügelschlagend durch die Luft dahinschwebt" — heiter durch die Strassen, um sich zu zeigen und grüsst die Bekannten höchst bescheiden und mit tiefer Verbeugung. Sie spielt die Liebenswürdige. Nachts erfüllen tausend Pläne ihren Kopf. Sie lässt sich oft zur Ader, um eine weisse Gesichtsfarbe zu erhalten. Eitel wie sie ist, zeigt sie nicht gern ihren bereits kahlen Scheitel unbedeckt und sucht die verräterischen Altersrunzeln kokett mit dem Gebende (guimple) zu verbergen. Sie geht auf alle Hochzeiten, nicht der leiblichen Genüsse wegen, sondern um Jagd auf einen Mann zu machen. Ihre Kinder stehen ihren Plänen im Wege und werden stiefmütterlich behandelt. Sie opfert Wachskerzen, damit Gott ihre Kinder wegnehme, denn ihretwegen, glaubt sie, findet sie keinen zweiten Gatten.*) Vor einer geschwätzigen Gevatterin prahlt sie mit ihrem Vermögen, sie rühmt sich ihres schönen ererbten Haushalts, ihrer Truhen und Stühle, Pfannen und Töpfe, ihres saubern Bettzeugs und ihrer lilienweissen Linnen. Sie beklagt sich über gewisse Schattenseiten ihrer ersten Ehe, denn sie wäre noch gar jung — als „baiselette a une tenre manelette" — mit einem zwar herzensguten, aber wenig feurigen Mann vermählt worden. Sie erkundet sich bei der Base nach verschiedenen ihr bekannten Männern, versichert ihr aber, keine Heiratsgedanken zu haben. Die Leute erzählen oft Wunder, meint sie, von Reichtümern, die manche besitzen sollen, während in Wirklichkeit gar kein Vermögen vorhanden ist. Man sehe zwar die Rinde des Baumes deutlich, aber man wisse nicht, wie es im Innern ausschaue. Die meisten Männer seien tief verschuldet — „lors avoirs va aussi ke vens" — aber sie sei, wie bekannt, eine steinreiche Frau mit hochangesehener Verwandtschaft. So plaudert die alte, mannstolle Person guten Mutes weiter, hat ihr doch eine Wahrsagerin einen jungen Mann verheissen. Jetzt gesteht sie offen ihre Heiratslust ein und verspricht der Freundin, wenn sie ihr zu einem Mann verhilft, ein schönes Geschenk. Diese wird beauftragt, sich unter andern über den Sohn des Herrn Godefroit zu erkundigen, der vorgestern sehr kalt geblieben sei, als man von Isabellen gesprochen habe. Wenn sie nicht fürchte, die Gevatterin zu langweilen, bliebe sie noch länger. Sie lädt die Base auf nächsten Sonntag zum Essen ein und überhaupt zu häufigem Besuch. Sie kann als echte Schwätzerin kein Ende finden und erzählt noch von zwei andern Bewerbern. Aber sie habe sich gehütet, sich nach dem einen, der sie oft betrachtet habe, umzuschauen; der andere komme, obwohl ein reicher Grundbesitzer, nicht in Betracht, denn er sei zu alt. Die Gevatterin hat nichts Eiligeres zu thun, als gewissenhaft all' das Gehörte zu verbreiten. Schliesslich nimmt die verliebte Witwe einen hässlichen Mann ohne Vermögen. Beide aber sehen sich in ihren Hoffnungen betrogen und die Folge ist ein unglückliches Eheleben. Der zweite jüngere Gatte vernachlässigt sie ebenso wie sie es dem ersten älteren nachsagt. „Weh dem, den der Teufel so überlistet, dass er eine alte Frau mit Kindern nimmt", ruft verzweifelt ihr Mann, während

*) Diese unschöne Seite der Frau als Mutter ist zu beachten.

sie es bitter bereut, die Bewerbungen anderer wohlhabender Männer seinetwegen zurückgewiesen zu haben, obwohl er doch nichts besessen hätte, und nun ihr Vermögen vergeude. Als sie ihm noch seine anrüchige Verwandtschaft vorwirft, wallt sein Blut. Er prügelt die keifende Alte tüchtig durch. Sie flüchtet in ihr Zimmer und verschliesst es hinter sich. Dann legt sie sich zu Bett, pflegt sich und badet häufig, bis sie wieder hergestellt ist. Jetzt herrscht Friede und der Mann wird mit allen Annehmlichkeiten umgeben. — Das alte, bewährte Rezept für Frauenbändigung hat wieder geholfen. Ein nicht minder lebenswahres Gegenstück zu der heiratslustigen Witwe bildet die alte, in ihrer widerlichen Verliebtheit abstossende Bettlerin, die Heldin des Fabliau 129 „La vieille truande". Obwohl sie kaum an die schöne Aude (Rolands Braut) erinnert, bildet sich die in schmutzige Lappen gehüllte, über und übergeschminkte Alte doch ein, noch begehrenswert zu sein und drängt sich geradezu dem ersten besten jungen Mann auf, der ihr Wohlgefallen erregt hat.

Fragen wir uns am Schlusse dieses langen Kapitels, ob die Ehefrauen dieser Zeit wirklich so treulos, die Mädchen in der That so leichtsinnig waren, wie die Fabliaux sie schildern. Freilich scheint vieles dafür zu sprechen, ausser der von Bédier (Chapt. XII.) herangezogenen den Fabliaux verwandten Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts bezeugen viele den zeitgenössischen Geschichtsschreibern entnommenen Belege (Sieh A. Schultz, I, p. 476) die geringe Achtung, welche die Männerwelt den Frauen entgegenbrachte. Aber zu diesem Verdammungsurteil über die Frau, von Menschen einer Zeit gefällt, die das Preislied auf den Ehebruch, auf die Süssigkeit und den Schmerz der verbotenen Liebe Tristans und Isoldens geboren hat, bilden den schroffsten, beinahe unvereinbaren Gegensatz die Lyrik und ritterliche Epik, deren Grundton trotz zahlreicher Beispiele für die laxe Auffassung sittlicher Begriffe in einem feurigen Panegyricus eben auf diese so geschmähte Frau ausklingt und die ihrer Gattentreue und Muttersorge rühmend gedenken.

Der junge Graf (Sieh p. 15) erweist sich in der verschiedenen Behandlung, die er seiner Gemahlin zu teil werden lässt, als ein echter Sohn seiner Zeit. Auf der einen Seite schwärmerischer Frauenkult, auf der andern ein Herabreissen des Götterbildes vom Altare in den Staub tiefster Erniedrigung. In unsern Fabliaux enthüllt sich besonders in Bezug auf die Frauenwelt die reale Seele des Zeitabschnittes, der diese Dichtungsgattung hervorgebracht hat. Aber so sicher es hunderte echter, frommer Priester gab, von denen unsere Quellen uns nur einen nennen, ist die Mehrzahl der Mädchen und Ehefrauen auszunehmen von jenen unwürdigen Vertreterinnen ihres Geschlechts in den Fabliaux. Den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit obiger Behauptung liefern die zwar sparsamen, aber immerhin für uns höchst bedeutsamen Worte der Anerkennung und Wertschätzung der guten Frau gerade im Munde der Schmäher.

Wenn uns in unsern Texten nur nebenbei ein Einblick in ein trautes Familienleben, in ein reines, bräutliches Verhältnis gewährt wird, wenn die Frau uns nur flüchtig als liebevolle Mutter, als sorgende Hausfrau entgegentritt und wenn uns im Gegensatz dazu treulose Frauen, leichtfertige Mädchen auf Schritt und Tritt verfolgen, so erklärt sich dies aus dem ganzen Wesen der Fabliaux. Die Dichter wollen um jeden Preis unterhalten. Wie könnten sie dies besser als in der für den leichtlebigen Gallier aller Jahrhunderte hochinteressanten Darstellung der Liebesaffären verheirateter Frauen jedes Standes. Freilich wird das eine Ergebnis doch bestehen bleiben müssen, dass die Sittlichkeit — auch in den untern Ständen — vielfach zu wünschen übrig liess, denn die grössere oder geringere Achtung vor der Frau, die ein gesundes Familienleben bedingt, ist doch ein Gradmesser für die Sittlichkeit einer Zeit. Warum sollten die Fabliauxdichter, deren Werke durchaus nicht mit modernen Witzblättern zu vergleichen sind, da sie, ihren Stoff dem Alltagsleben entnehmend, uns, wie alle Kenner dieser Dichtungsgattung übereinstimmend aussagen, treffliche Kunde geben über Lebensgewohnheiten aller Art, über Glauben und Aberglauben, über die Zurechtlegung kirchlicher Lehrsätze in den Köpfen der Laien, über Sitten und Gebräuche, über Handel und Wandel, sich gerade in der Darstellung der wunden Stellen des Volkslebens, der in allen Ständen vielfach herrschenden Unsittlichkeit, der bewussten Unwahrheit befleissigen? Übertreiben können sie wohl, aber der Kern der Darstellung ist richtig. Warum werfen die Dichter, die in ihren Urteilen über die Frau an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, der Frau ein Laster nicht vor, das sie an der Männerwelt scharf tadeln, das der Trunkenheit? Weil es in ihren Augen kein charakteristischer Zug der Frauennatur ist. Wäre dem nicht so, dann hätte sich der Verfasser des Fabliau 73 „Des · III · Dames de Paris", dessen Heldinnen im Alkoholgenuss doch Grosses leisten, die günstige Gelegenheit, der Frauenwelt eins zu versetzen, sicher nicht entgehen lassen. Sind wir auch weit entfernt, die Bedeutung der Fabliaux als historische Quellen zu überschätzen, so müssen wir doch einräumen, dass sie, aus dem Geiste ihrer Zeit geboren, für diese zeugen. Gaben aber Adel und Klerus, die ersten Stände des Volkes, nach der Aussage unserer Texte, den übrigen Volksgenossen vielfach kein Vorbild sittlicher Lebensführung, wie mochte da die Sittenverrohung um sich greifen, da Bürger und Bauern, die reichgewordenen erst recht, gewohnt waren, nach oben ehrfurchtsvoll aufzuschauen. Wenn in der feudalen Gesellschaft in Anwesenheit von Damen bei der behaglichen Erzählung nach Tisch unziemliche Worte fallen durften (III, 82 und Scherze

möglich waren wie der zu Beginn des Fablian 140 „De la dame qui se venja" erwähnte, der allerdings übel vermerkt wurde, oder Rätselfragen nach Art des Fabliau 85 „Le sentier batu" gestellt werden konnten, was für gemeine Spässe mochten wohl Bürger und Bauern erheitern (VI, 22).

Aus dem Umstande jedoch, dass an den ursprünglich für die Bürger geschriebenen, weit verbreiteten Fabliaux sich Herren, Bürger und Bauern, sogar Frauen der höchsten Aristokratie wie des niedrigsten Pöbels in gleicher Weise ergötzten (Bédier, Chapt. XIII), Anklagematerial gegen die Sittlichkeit eines grossen Teils der damaligen französischen Welt zu schmieden, wäre ebenso thöricht, wie etwa einen, der Zola oder moderne Ehebruchsdramen liest, für unmoralisch zu erklären. Wer sich an der Derbheit stört, mit der die Kinder jener Tage die Dinge beim rechten Namen nennen, der bedenke, dass diese freie Art einer im gewissen Sinn naiven Zeit sittlicher ist, als die Prüderie raffinierterer Jahrhunderte, die wie die früher erwähnten Preciösen zwar das Wort scheuen, die That aber lieben. Gesetzt auch die Fabliaux hätten, wie dies heute bei erotischen Naturen die Lektüre Zolas und seiner Schule bewirken mag, das Feuer der sinnlichen Leidenschaft entfacht und die Herzen der Männer, welche Damen ihrer Bekanntschaft in den Frauentypen der Fabliaux wiederfinden mochten, mit noch grösserer Verachtung gegen das weibliche Geschlecht erfüllt (obwohl viele über die bedenklichen Liebesabenteuer gelacht haben dürften, ohne nur im entferntesten an Ausschreitungen zu denken), so gab es doch damals wie heute genug „schöne Herzen, die für das Hohe, Herrliche entglühn".*)

O Zwiespalt des menschlichen Herzens, ewig alt und ewig neu! Wie der moderne Mensch heute den albernen Scherzen der lasciven Variétébühne ein eifriges Ohr leiht und morgen sich durch der hohen Tragödie ernsten Gang aufs tiefste erschüttern lässt, so lauschten die mittelalterlichen Menschen heute den unzweideutigen Scherzen der Fabliaux und morgen der wunderbaren Mär von edlen Helden und reinen Frauen, von denen die grossen Epen singen und sagen. Hat nicht das Mittelalter, das die wollustheisse Göttin der Liebe, die allsiegende Venus, aus dem Altertum zum Unheil der Menschheit übernommen hatte, die hehre Idealgestalt der blumenhaften Königin der Himmel, unserer lieben Frau Maria als keusche Magd und liebende Mutter gerade zur Zeit der Fabliaux überschwänglich gefeiert. Welch ein süsser Trost für das arme, geknechtete Weib des Mittelalters! Wer weiss, wie oft Not, Furcht oder Intrignen die Schwache zu Fall brachten. Wie manchem Lüstling wird der teuflische Plan gelungen sein, eine bisher tugendhafte, aber den Stürmen des Lebens nicht gewachsene Frau durch „besoing, poverte et fain" (IV, 172) sich gefügig zu machen. Bei andern Frauen und Mädchen liess vielleicht die Autorität der Respektsperson den Widerspruch nicht aufkommen (III, 158, II, 67 ff.). Oft trug auch sicher die unbegründete Eifersucht eines aufgezwungenen, ungeliebten Gatten, der das junge, lebenslustige Weib mit Spionen umgab (II, 184 etc.) oder geradezu gefangen hielt (I, 15; 259 etc.), an ihrer Untreue die grösste Schuld oder echte, wahre Liebe trieb sie in die Arme des Erkorenen. Was die Macht der Intrigne vermochte, das zeigt jenes ehrbare Mädchen, das nicht die Maitresse des Geliebten sein wollte und doch als Gattin eines andern infolge eines abgefeimten Ränkespiels ihrer Frauenehre durch eben diesen Geliebten beraubt wird (V, 1 ff.). Armes Weib, Dein Fehl soll damit nicht entschuldigt, aber erklärlich werden. Von den Verworfenen Deines Geschlechts hohen oder niedrigen Standes bist Du ausgenommen. Du hast nicht aus Lust am Gemeinen gesündigt. Wer ganz makellos ist, werfe den ersten Stein auf Dich. In Deiner Herzensangst konntest Du Dich, die Schuldige, an die, welche von keiner Schuld wusste, wenden und Friede und selige Ruhe zog in Dein reuiges Herz wieder ein. Wenn auch einzeln durch Deine Schönheit und Herzensgüte über eine rauhe Männerwelt herrschend, Kunst und Poesie schirmend, so doch im allgemeinen als schwaches, fast rechtloses Weib verachtet und gedemütigt, sahst Du am Himmel Deiner Zukunft zur Zeit der Fabliaux noch kaum die leiseste Morgenröte der Besserung Deines unwürdigen Geschicks. Und doch sollte sie eines Tages kommen und heute kämpfst Du, das Weib mit dem warmen Herzen, dem offenen Blick und der reinen Sitte, einen andern gewaltigeren Kampf mit dem Manne, Deinem alten Unterdrücker, als Deine unglückliche Schwester aus dem Mittelalter (Vergl. Seite 16), den Kampf um die Gleichberechtigung. Kämpfe ihn mutig weiter und die Palme des Sieges ist Dir sicher!

IV.

Vom Schönheitsideal.

Trotz der Verachtung, mit der die Verfasser der Fabliaux im allgemeinen auf das Weib herabblicken, unterlassen sie es nicht, falls ihre Heldin schön ist, deren körperliche Reize mehr oder weniger ausführlich zu beschreiben. Der Ruhm der weiblichen Schönheit, besonders wenn es sich um eine adelige Dame

*) Vergleiche Seite 16.

handelte, erscholl weit über die Lande; sie konnte ungesehen heisse Liebe erwecken (VI, 96). Schöner als die Blume, die auf der Wiese wächst, als Mairose und Lilie, dünkt dem Dichter ein holdes Weib (II, 94). Bei der Erschaffung ihres vollendeten Meisterwerkes, der nach des Dichters Ansicht schönsten Frau (VI, 181), erschöpft sich die Natur derart, dass sie auf lange Zeit verarmt (II, 96) Welche sind aber die körperlichen Reize, die in dieser Zeit die Frau begehrenswert machen? Meistens stimmt das mittelalterliche Ideal der Frauenschönheit mit den modernen Ansichten überein, doch fehlt es ihm nicht an Eigenheiten. Wie in unsern Tagen bei gewissen Damen der Pariser Ganz- und Halbwelt rötlichblonde Haare als äusserst „chic" gelten, so war zur Zeit der Fabliaux die Modefarbe der Haare ein leuchtendes, feines Goldblond (II, 48, 95; V, 137). Lange, blonde Flechten sind der Stolz des Weibes (I, 248, III, 265; V, 253) und ihr Abschneiden, wenn es sich um eine treulose Ehefrau handelt, vonseiten des Gatten, wird als grosse Schmach betrachtet (Sieh früher). Die Jungfrau trägt die Haare entweder in langen Zöpfen (III, 265), auch in einem langen Zopf (V, 253), oder gut geschnitten und lang herabwallend (VI, 180).

Klare, lachende Augen von schönem Schnitt (II, 48, 95 etc.), den Sternen vergleichbar (V, 218), bilden einen Hauptreiz weiblicher Schönheit damals wie heute. Aber was bedeutet die Bezeichnung „vair" (I, 318; II, 48, 95 etc.)? Sollte ein merkwürdiger Geschmack Augen von verschiedenen Farben (vair lateinisch varius), also missfarbige für die schönsten erklärt haben? Das ist gewiss ausgeschlossen. Eine Stelle giebt uns die richtige Deutung, wo der Dichter von den Augen einer Schönen unter andern sagt, sie seien „vair" wie die eines Falken (VI, 180) *). Eine bekannte Thatsache ist nun, dass manche Raubvögel beim Anblick der Beute glänzende, feurige Augen bekommen. Bei dem edlen Jagdfalken ist dies sicher den Rittern aufgefallen. Der wechselnde Ausdruck der Augen, die bald hell aufleuchten, bald infolge seelischer Erregung dunkler schimmern, — eine Erscheinung, welche die damaligen Franzosen an ihren lebhaften Landsmänninnen wohl mehrfach bewundern konnten — wird zum Charakteristikum des schönen Auges überhaupt. Vair bedeutet also feurig aufleuchtend und zugleich die Farbe wechselnd. Wie das Auge des Falken gleichsam sein Opfer bezaubert, so hat das schöne Frauenauge etwas Bannendes („attrayant" VI, 180) für den, der in es geschaut hat; es entflammt sein Herz und schafft ihm Liebesqualen (I, 138 f.).

Einen Gegensatz zu dem blonden Haupthaar bilden die schöngezeichneten (VI, 180), braunen Augenbrauen, die aber nicht zusammengewachsen sein dürfen (II, 95). Die Haut muss zart und weiss sein (V, 161; VI, 144), weisser als Schnee (II, 48) oder Weissdornblüte (II, 19), so weiss wie eine Lilie (VI, 180), so glänzend weiss, dass man sich in ihr spiegeln kann (VI, 180). Eine glatte, glänzende, wie von der Hand gemeisselte, ebenmässige Stirn (II, 48, 95; V, 249; VI, 180), eine gerade, nicht gebogene Nase (II, 48, 95), kleine Ohren (II, 48; I, 138), ein kleiner, roter Mund (II, 48; VI, 180), dessen Röte an feines Blut erinnert (II, 48) und der geschlossen einer Stockrose gleicht (II, 95), kleine, elfenbeinweisse Zähne (II, 48; VI, 180), kleine, gleichgebaute Lippen (VI, 180), rosige Wangen (VI, 101; I, 138; II 67), die sich von dem Weiss der übrigen Haut abheben wie Rot auf silbernem Grunde (II, 95), so dass es scheint, als ob die Natur auf dem klaren Gesicht Rosen und Lilien habe erblühen lassen (V, 252), ein schöngeformtes (II, 95), rundliches Kinn (VI, 180), ein weisser Hals (II, 48; VI, 180), eine glatte Kehle (VI, 180), leuchtend wie Kristall oder Spiegel (II, 95), alle diese körperlichen Vorzüge wünscht der schönheitstrunkene Mensch an seinem Ideal zu sehen. Das schöne Weib muss schlank (II, 48), ebenmässig, hoch und gerade gewachsen sein (VI, 180). Weisse (VI, 180), lange (II, 48; VI, 180) Hände und lange Finger (II, 48), dicke Beine und kleine Füsse (VI, 180), aber merkwürdigerweise auch lange Arme (VI, 180) gehören zu den weitern Erfordernissen einer vollendeten Schönheit. Kleine, knospende, enggestellte Brüste, Äpfeln vergleichbar (I, 248; II, 11, 48, 95) und eine natürliche Anmut der Bewegungen, die der Französin angeborene Grazie (VI, 181), vollenden den Reiz des schönen Weibes. Wenn die Frau die Vorzüge ihrer Erscheinung durch geschmackvolle Kleidung in ein noch helleres Licht zu setzen sucht (II, 94), so wird ihr dies niemand verargen, ebensowenig, wenn sie sich bemüht, ihren schlechten Teint durch Puder (III, 76 f.) oder Aderlass (II, 202) zu verbessern. Man kennt auch den Gebrauch der Schminke (M. I, 70) und hilft mit Rot dem mangelnden Blut der Wangen ab. Aber ein ungeschminktes Gesicht ist schöner (IV, 78).

Alltägliche, minder hübsche Personen beiderlei Geschlechts werden uns in den Fabliaux nicht beschrieben, wohl aber ist die Rede von hässlichen. Worin die Hässlichkeit des Weibes besteht, wird uns nicht näher gesagt (V, 143; 173), ausser dass ein Buckel nicht zu den Zierden gehört (V, 143).

---

*) Auch in den Werken der Blüte deutscher Poesie werden „spilende" d. h. leuchtende Frauenaugen mit Falkenaugen verglichen (Sieh unter anderm in Gottfrieds von Strassburg „Tristan"). Leuchtende, bewegliche Augen gehören nach A. Schultz I. p. 166 zum Schönheitsideal, ebenso hell leuchtende nach Henne am Rhyn I. p. 190. Dass aber das französische Wort „vair" nicht allein leuchtend, sondern auch in verschiedenen Farben erglänzend bedeutet, beweist die Bezeichnung „vair" inbezug auf die Haut eines Reitpferdes („Le vair palefroi" I, 24).

Das männliche Gegenstück zu der hässlichen Bucklichen (V, 143) bildet der kurzhalsige, grossköpfige Buckliche, mit hässlichem Kopfhaar (also jedenfalls nicht mit blondem) und breiten, aber hohen Schultern des Fabliau 2 „Des trois boçus“. Als unschön gilt auch die Stumpfnase und die lange, krumme Nase (II, 254 f.), ferner schielende Augen und krumme Beine (I, 278). Dagegen zeichnen den gutgebauten Mann eine hohe Gestalt (III, 6) und breite Schultern (I, 231; III, 6), aber schlanke Hüften (I, 231) aus.

Wohlgeformte Beine, worauf man beim Manne viel hielt, da sie eher sichtbar waren, und „piez voutiz“ gewölbte Füsse (also das Gegenteil von Plattfüssen) vollenden das Bild eines gutgewachsenen Mannes (III, 7). Kommt dazu noch ein frisches, helles Gesicht mit schönem Mund und wohlgebauter Nase (III, 5) und üppigem, langen Blondhaar (I, 307), dann ist der glückliche Besitzer dieser körperlichen Vorzüge sicher ein Liebling der Frauen. Auch die heutige Frauenwelt hätte wohl ihre Freude an solch einem schmucken Mann: aber eins stört das moderne Gefühl, das sind die langen Arme dieses mittelalterlichen Adonis. Vielleicht vermissen die Frauen auch den Schnurrbart an diesem Idealbild männlicher Schönheit. Hielt man ein bartloses, glattrasiertes Gesicht für schöner als ein bärtiges? Unsere Quellen schweigen darüber. Jedenfalls waren die Meinungen damals darüber geteilt. Mochte es Mode sein, das Gesicht glatt zu rasieren, so fügten sich nicht alle diesem Zwange. Es gilt sogar für weibisch, keinen Bart zu tragen (II, 255), da geringer Bartwuchs auf mangelndes Liebesfeuer schliessen lässt (III, 248). Priester (II, 90; VI, 47) wie Laien (I, 150; VI, 93) tragen Voll- und Schnurrbart, doch den Vollbart nicht zu lang, denn dies ist bloss Pilgersitte (II, 255). Auf die veraltete Sitte, den Bart in Zöpfe zu flechten, weist die Gestalt des h. Petrus hin, von dem es heisst „Barbe ot noire, grenons trechiez“ (V, 69). Bei besondern Anlässen rasiert man sich (trägt also mindestens keinen Vollbart) und stutzt sein Haupthaar (III, 166), das man zwar lang trägt, aber nicht wie die Heuchler zu lang (II, 251). Manche scheren ihr Kopfhaar kurz wie die Mönche (II, 251). Unrasiert herumzulaufen ist unfein (IV, 168).

Den Schluss dieses Abschnitts mögen zwei der besten den Fabliaux entnommenen Belege für das ursprünglich französische, dann aber international gewordene Schönheitsideal unserer Zeit bilden. Das Portrait der liebreizenden Nichte eines Geistlichen giebt uns der Dichter in folgenden Worten:

„Graillete estoit, et les mameles
Li venoient tout primerains;
Les dois avoit lons et les mains;
Plus blanche estoit que n'est gelée.
Quant ele estoit escavelée,
Si cheveil resambloient d'or,
Tant estoient luisant et sor;
S'ot le col blanc et le front plain;
Icele ert nieche au Capelain.
S'avoit petites oreilletes;
Bien li séoient les levretes
Et li dent menue et blanc;
Sa bouche resanloit fin sanc;
Cler et riant furent li oeul.“ (II, 48.)

Mit diesem Bilde eines Kindes aus dem Volke vergleiche man die folgende Beschreibung einer schönen Dame aus der höfischen Gesellschaft und man wird dieselben schablonenmässigen Züge wiederfinden.

„De la dame vos voldrai dire
·I· petitet de sa beauté.
La florete qui naist el pré,
Rose de mai ne flor de lis,
N'est tant bele, se m'est avis,
Com la beauté la dame estoit.
Si vos dirai ci la devise
De sa beauté par soutill guise:
Que la dame estoit plus très cointe,
Plus très acesmée et plus jointe,
Quant el est parée et vestue,
Quant desliée fu, si ot
Les cheveus tex qui les veïst,
Qu'avis li fust, s'estre poïst,

Que il fussent tuit de fin or,
Tant estoient luisant et sor.
Le front avoit poli et plain,
Si com il fust fait à la mein,
Sorciz brunez et large entr'ueil;
En la teste furent li oeil
Clair et riant, vair et fendu;
Le nés ot droit et estendu,
Et mielz avenoit sor son vis
Le vermeil sor le blanc assis,
Que le synople sor l'argent;
Tant par seoit avenanment
Entre le menton et l'oreille;
Et de sa bouche estoit vermeille,
Que ele sanbloit passerose,
Tant par estoit vermeille et close;
Et si avoit tant beau menton,
N'en puis deviser la façon;
Neïs la gorge contreval
Sanbloit de glace ou de cristal,
Tant par estoit cler et luisant,
Et desus le piz de devant
Li poignoient ·II· mameletes
Auteles comme ·II· pommetes." (II, 94 f.)

Die Vergleiche der Schönen in grosser Toilette mit Falken, Sperber und Papagei gehören der internationalen Dichtersprache an. Kennern der Litteraturen Altfrankreichs und Altdeutschlands diene folgende Stelle aus Gottfried von Strassburgs Tristan zum Vergleich.

„Sus gieng Jsôt Jsolde,
diu tohter ir muoter bî,
frô und aller sorgen frî.
ir trite die wâren unde ir swanc
gemezzen weder kurz noch lanc
und jedoch beider mâze.
si was an ir gelâze
ûfrecht und offenbaere,
gelîch dem spärwaere,
gestreichet als ein papegân,
sie liez ir ougen umbe gân
als der valke ûf dem aste;
ze linde noch ze vaste
haeten sie beide ir weide." (Bechstein 1099—1103.)

V.

Von der Erziehung und Bildung.

Über Erziehung und Bildung können wir nur aus gelegentlichen Andeutungen Schlüsse ziehen. Den Hauptwert bei der Erziehung legte man auf ein der Auffassung der Zeit entsprechendes, gesittetes, wohlanständiges Betragen. Da der Sitz der feinsten Sitte der Fürstenhof war, so galt die „Courtoisie" für das Merkmal des gebildeten Menschen. Für „courtois" zu gelten, war Mann und Frau ein gleich hoher Ruhm (I, 83; II, 215; IV, 166; VI, 9).

Da das Gegenteil feiner Hofsitte, derbe Flegelhaftigkeit und ungebildetes Benehmen, in der Hütte des Bauers seine Heimat hatte, so war die Vilonnie in Wort und That der grösste Schimpf eines gesitteten Menschen (II, 52; VI, 25).

Von der allgemeinen Bildung, erkennbar an der Beherrschung der Umgangsformen und der Beobachtung des gesellschaftlichen Sittengesetzes, ist die Gelehrsamkeit, das Kennzeichen der Studierten, wohl zu unterscheiden. Das Vorbild aller Gelehrsamkeit „qui tout savoit quanques droite clergie avoit“ (V, 248) war im Mittelalter Aristoteles, der Erzieher Alexanders des Grossen, des Typus der ritterlichen „Proesce“ und „Largesce“, der Tapferkeit und freigebigen „Milde“. Von sonstigen Berühmtheiten des Altertums, um diese gleich anzuschliessen, werden genannt der gefeiertste Arzt des Mittelalters Hippokrates (III, 161), dessen Andenken auch im Mittelalter nicht erlosch, ferner Octavian (Kaiser Augustus), von dessen Reichtümern die Rede ist (V, 200), und schliesslich der sittenstrenge Cato, von dem Henri d'Andeli, der gelehrte Verfasser des Lai d'Aristote (Stück 137), sogar einen Ausspruch in lateinischer Sprache anführt:

„Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum.“ *) (V, 260.)

Von typischen Personen erscheinen der dem Neuen Testament entlehnte Herodes als Vorbild der heimtückischen Bosheit (III, 266) und der aus der Heldensage stammende Guenelon, das Urbild aller Verräter (V, 244).

In wessen Händen ruht die Ausbildung der Jugend? Vater und Mutter haben sicher einen bestimmenden Einfluss ausgeübt, aber unsere Texte geben nur allgemeine Andeutungen oder sie sprechen von Betragensregeln, welche die Mutter der Tochter vorschreibt (V, 101 f.), oder von Ermahnungen der Eltern, die sich auf die Pflichten einer neuen Lebensstellung bereits erwachsener Kinder beziehen. (VI, 102 f. M. I, 58 ff.) Die Haupterziehungsarbeit der heranwachsenden vornehmen Jugend bleibt jedoch einem Lehrer überlassen. Welche Stellung dieser „maistre“ (II, 52) gehabt hat und ob er identisch ist mit dem Burgkaplan, ist nicht recht ersichtlich. Doch dass der Lehrer ein Kleriker war, ist fraglos. Darauf deuten auch die von einem Ritter als Ausspruch seines Lehrers angeführten Worte, dass dem Ritter wie dem Kleriker in gleicher Weise Ritterlichkeit gezieme (II, 52), d. h. wohl ein dem Sittenkodex der höfischen Welt entsprechendes Handeln. Bruder und Schwester hatten wohl gemeinsamen Unterricht von demselben Lehrer, da die höfische Bildung an beide Geschlechter die gleichen Anforderungen stellte. Was die Belehrung der jungen Mädchen in den häuslichen Tugenden betrifft, so lag dieser Teil des Unterrichts wohl meist in den Händen der Mutter. Doch konnte auch die geistige Ausbildung und zugleich die Tugendwacht einer jugendlichen, vornehmen Dame einer besonderen Lehrerin anvertraut sein, wie die allerdings nicht ganz pflichtgetreue Gouvernante des Fabliau 126 „De la grue“ bezeugt, die aber ihren Zögling gut unterrichtet hatte (V, 152).

Auch in bürgerlichen Kreisen lässt man seine Kinder durch zu bestimmten Zwecken engagierte Lehrer unterrichten. So wird ein Jongleur, vermutlich ein verkommener Clerc, beauftragt, dem beschränkten Sohn einer wohlhabenden Grundbesitzerswitwe, allerdings etwas spät, nämlich kurz vor seiner Hochzeit, feine Manieren beizubringen (IV, 114). Er war also eine Art Anstandslehrer. Wo die Borgoise „bien aprise“ des Fabliau 123 „Du Segretain“ und seiner Varianten ihre Bildung holte, bleibt eine offene Frage. Vielleicht besuchte sie eine jener öffentlichen Schulen, die zwar hauptsächlich zur Heranbildung von Klerikern bestimmt waren — denn wer ein „bon clerc“ werden will — muss „à l'escole“ (II, 264) — aber auch begabten Kindern aller Stände, Mädchen und Knaben,**) offen standen.

Diese öffentlichen Schulen waren sicherlich Dom- oder Klosterschulen. Leider sagen auch die Fabliaux ebenso wenig über diese geistlichen Schulen wie die grossen Epen. Einmal wird uns von einem Novizen des Franziskanerordens berichtet, dass er Gesangsunterricht erhielt und den ganzen Psalter kannte (III, 268). Die Schulzucht war stramm und die körperliche Züchtigung nichts Ungewöhnliches; auch machte man an die Leistungsfähigkeit der Zöglinge keine geringen Ansprüche (II, 264). Dass die Zöglinge der öffentlichen Schulen sich aus Kindern aller Stände zusammensetzten, beweist Sansonnet, der Sohn der übelberufenen Richaut, der in dreifacher Eigenschaft als Sohn eines Geistlichen, eines Ritters und eines Bürgers den Unterricht einer solchen Schule geniesst (M. I, 55 ff.). Die Lehrer an diesen Anstalten waren selbstverständlich Geistliche. Auch ältere Schüler mochten jüngere belehren. So wird Sansonnet, ehe er Priester geworden ist, als „mestre“ der andern bezeichnet. Er war wohl um diese Zeit bereits „clerc“, der aber seine Studien noch nicht beendet hatte, denn „Moult aime en escole à estre Por plus savoir“ (M. I, 57).

Über den Betrieb an diesen Schulen giebt uns nur ein Fabliau Aufschluss und auch dieses leider nur ungenügenden, nämlich das aus dem Jahre 1159 stammende, schon mehrfach erwähnte von der Richaut. Als Sansonnet ein grosser Knabe war, kommt er in die Schule. Da er „cler sens“ besitzt, erlernt er den Psalter in kurzer Zeit. Dann geniesst er einen zweijährigen Gesangs- und Musikunterricht. Hierauf erfolgt das Studium der Grammatik, der Rhetorik (deren Name aber nicht erwähnt wird) und der

*) Entnommen (?) aus einer dem ältern Cato fälschlich zugeschriebenen, im Mittelalter als Abriss der Sittenlehre sehr beliebten Spruchsammlung eines unbekannten Verfassers.

**) Sieh F. Meyer „Jugenderziehung“ p. 11.

Dialektik. Diese sprachlichen Fächer entsprechen dem Trivium der sieben freien Künste. Da die vier Fächer des Quadrivium: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie*) nicht genannt werden, könnte man annehmen, dass Sansonnet nur eine sogenannte Trivialschule, an der nur das Trivium gelehrt wurde, besucht hätte, aber da er unter anderm auch Priester geworden ist, musste er seine Studien fortsetzen, denn erst auf der Grundlage aller sieben freien Künste bauen sich die gelehrten Fachstudien auf. Theologie, Medicin und Jus**) werden nur an der Universität gelehrt. Paris findet als Sitz einer hohen Schule Erwähnung (I, 71; V, 192), ebenso Orléans (I, 117), was für ihre Bedeutung spricht (Vergl. E. Meyer „Jugenderziehung“ p. 22). Wie steht es jedoch mit der Kenntnis der elementarsten Fächer, mit Lesen, Schreiben und Rechnen? Wenn auch Richaut von den dreien nur Sansonnets für den bürgerlichen Geschäftsmann hochwichtige Fertigkeit im Rechnen rühmt (M. I, 56), so weisen ihre folgenden Worte „sa rante metra en brief“ doch darauf hin, dass er auch schreiben lernte. Die Kunst des Lesens kann ihm, einem „clerc d'escole“, erst recht nicht fremd gewesen sein. Der Dichter der Richaut erwähnt diese drei grundlegenden Fächer gar nicht besonders, da jeder seiner Zeitgenossen ihre Kenntnis bei einem angehenden Kleriker voraussetzte, gab es doch unter den „clercs“ Schreiber von Profession, welche die zum Schreiben notwendigen Hilfsmittel, wie Pergament, Feder und Federmesser in einem Schreibzeug stets bei sich trugen (III, 284). Wie die Mehrzahl des Volkes — abgesehen von den Gelehrten — nicht schreiben konnte, so dass die handwerksmässigen Schreiber durchaus nicht entbehrt werden konnten, so waren auch nur wenige imstande zu lesen. Freilich gab es auch Ausnahmen, so wird die borgoise „bien aprise“, die ein Gebetbuch in den Händen hält (V, 116), wohl auch lesen können, und von einem gräflichen Beamten, dem in einem wohl versiegelten Schreiben einen Menestrel zu schützen empfohlen wird, heisst es ausdrücklich: „Guillaumes les (les lettres) commance à lire.“ (III, 224 f.). (Das Fablian 83 „De Charlot le Juif“, dem diese Belegstelle entnommen ist, fällt bereits in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, denn sein Verfasser ist Rutebeuf.) Was nun das Sprachstudium betrifft, so versteht es sich von selbst, dass man in den geistlichen Schulen das Hauptgewicht auf das Studium des Lateinischen, der Sprache der Kirche und Altroms legte. Nach F. Meyer's Belegen („Jugenderziehung“ p. 13) erlernten die Kinder das Lesen an lateinischen Klassikern oder meist an lateinischen spätern Schriften religiösen Inhalts, wie Sansonnet vielleicht am Psalter. Die „art d'amer“ kennt er durch Ovid (M. I, 61), der also auch seinen Studien zu Grunde lag. Auch religiöse Unterweisung muss dem Volke in der Volks- und in der Kirchensprache in den öffentlichen Schulen zuteil geworden sein. Woher sollte sonst ein armer Kurzwarenhändler die Kenntnis von Gebeten in lateinischer und romanischer, d. h. französischer Zunge haben (II, 115)? (Sieh I. Teil, pag. 12.) Was fremde, lebende Sprachen betrifft, so klingt es nicht unglaublich, dass Kaufleute, die ihr Handel in fremde Länder führte, oder Wallfahrer, die an ferne Gnadenorte pilgerten (Sieh I. Teil, pag. 15), die Fremdsprache sich teilweise zu eigen machten. Vielleicht erwarb sich auf die eine der beiden Weisen jener Bürger von Étampes seine Sprachkenntnisse, der in der Trunkenheit ausser lateinischen Brocken, die er in der Schule erlernt oder vom Gottesdienst her sich eingeprägt haben mag, deutsche, niederländische und flämische Worte lallt (II, 238). — Welche Anforderungen stellte aber, um auf den Ausgangspunkt dieses Kapitels zurückzukehren, die höfische Gesellschaft an die Gebildeten ihres Standes, abgesehen von der Beobachtung der feinen Sitte? Die Künste des Lesens und Schreibens waren sicherlich nicht Haupterfordernisse. Man denke nur, um heimatliche Verhältnisse zu berühren, an Wolfram von Eschenbach, der trotz hoher Bildung nicht schreiben konnte, und an seinen Zeitgenossen Hartmann von der Aue, dessen Kenntnis der Lese- und Schreibkunst für einen Laien etwas Ausserordentliches bedeutete. F. Meyer's den Artus- und Abenteuerromanen entnommenen Belege sprechen jedoch für eine grössere Bekanntschaft vieler Ritter und namentlich ihrer Damen mit der Lese- und Schreibkunst, als man gewöhnlich annimmt („Jugenderziehung“ p. 13 f.).

Unsere Quellen geben uns darüber keine Auskunft. Nach den Stellen, die sich in ihnen finden, sind die Macht dichterischer Rede, ein gutes Erzählertalent, eine schöne Stimme, Fertigkeit auf einem Musikinstrument, und wohl auch Gewandtheit im Tanzen Vorzüge, welche die vornehme Welt an ihren Angehörigen hochschätzte. Vertrautheit mit der Heldensage ihres Volkes, Kenntnis der neuesten Erzeugnisse der ritterlichen Litteratur, verstehen sich für den vollendeten Ritter und die höfische Dame von selbst. Als Gönner der holden Künste der Poesie und Musik, von deren Jüngern ob seiner „Milde“ hochgepriesen (Sieh Teil III „Vom Leben der Fahrenden“), erfreut er sich entweder in seiner stillen Klause an ihrem Vortrag wie der junge Ritter, der sich in seiner Feststimmung von einem entweder in seinem Solde stehenden oder vorübergehend seine Gastfreundschaft geniessenden Menestrel ein neues Lied auf der Fiedel

---

*) Das Studium der Astronomie, die Erkenntnis von der „nature du ciel“, der mancher sein Leben widmet (II, 168), ist die Krone der sieben freien Künste.

**) Ueber die gelehrten Berufsarten und ihre Vertreter wird der dritte Teil dieser Abhandlung einiges bringen.

vortragen lässt (I, 49) oder er lauscht in grösserer Gesellschaft alten Heldenliedern (III, 82) oder Schwänken (III, 201), vorgetragen von berufsmässigen Sängern und Recitatoren, die mitunter über ein reiches Programm verfügen (I, 3 f.). Aber sie begnügen sich mit der stummen Rolle des Zuhörers nicht, sie selbst üben das edle Saitenspiel, und die Gabe der Rede und der Dichtkunst ist vielen nicht versagt. „Sansonnet als Ritter“ ist ein Meister aller Musikinstrumente, deren beliebteste Fiedel und Harfe sein mochten (Sieh III. Teil „Vom Leben der Fahrenden“). Nach Aufhebung der Abendtafel vertreibt man sich die Zeit mit der Erzählung von Abenteuern oder lustigen Schnurren und witzigen Einfällen (III. 82), wobei der des Wortes Mächtige, der „biau parlier“ (III, 248), alle andern aussticht (M. I, 62).

Bei Gesellschaftsspielen nach Art des „Roy qui ne ment (Vergl. Fabliau 85 „Le sentier batu“) können Herren und Damen ihre rasche Auffassungsgabe und ihren reichen Schatz an Sprichwörtern zeigen. In der Spruchweisheit mögen sie während ihrer Schulzeit unterrichtet worden sein. Verfügt jemand über eine schöne Stimme, deren Ausbildung in der Jugend sorgfältig überwacht wurde — Sansonnet hatte zwei Jahre Gesangsunterricht —, so lässt er sie sicher vor andern gern hören, wie Richauts Sohn. Versteht er überdies, Verse zu schmieden, wozu der Unterricht die erste Anleitung gab (M I, 55), so entzückt er durch „Rotruenges, Conduits, Sonnets, Sirventois und bretonische Lais“ die gespannt lauschenden Edelinge und vor allem die Damen, denn in seinen Liedern besingt er der Liebe Schmerzen und Freuden, aber auch die Schönheiten der Natur, Sommerlust und Frühlingsfreude, wenn die Lerche ihr Jubellied singt und im wonnigen Monat April der Nachtigall süsse Weisen die Liebessehnsucht erwecken (I, 256; VI, 60, 67). Manche der Lieder, die in der Burg gern gehört werden, haben aber nicht Ritter zu Verfassern, sondern stammen aus dem Lager der Fahrenden. Durch sie sind diese Lieder zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Aber nicht allein diese Liebes- und Frühlingslieder stellen ein geistiges Bindeglied zwischen den thatsächlich im allgemeinen streng geschiedenen Ständen dar, sondern auch das Interesse, das auch Bürger und Bauern für die altüberlieferten Heldensagen so gut wie für die kurzweiligen Erzählungen der Fabliaux zeigen. An Festtagen und ihren Vorfeiern (veilles) lauscht man eifrig den Worten der Fahrenden (III, 145); sind diese nicht geneigt, zu singen und zu sagen, dann kann es ihnen gehen, wie dem fiedelnden Spielmann des Fabliau 98 „De Jouglet“, den die gesangsfrohen Bauern nicht passieren lassen, bis er ihnen den „travers“ seines „mestiers“ gezahlt hat (IV, 126).

Ein armer Bauer gewährt einem wandernden Clerc gastliche Aufnahme, bittet ihn aber, bis das Nachtessen bereitet sei, da er sicher schon manche Geschichte gehört habe, ihm eine „escriture o de chançon o d'avanture“ zu erzählen (V, 196). Wie die fahrenden Sänger in der Burg des Ritters willkommene Gäste sind, so steht ihnen auch das Haus des wohlhabenden Bürgers offen, dessen Bewohner, Mann und Frau, sich an ihren Weisen ergötzen (I, 16). Jedenfalls dürfen sie bei keinem Familienfeste fehlen. (Sieh den Abschnitt von der Hochzeitsfeier.) Mancherlei Anlass, wie die glückliche Rückkehr des Mannes von einer langen Wallfahrt, ruft sie ins Haus des reichen Kaufherrn, wo sie die Wiedersehensfreude der getreuen Ehegatten durch Musik und Lieder, alte oder neue, erhöhen (II, 124 f.). Freilich werden nicht die berühmtesten Jongleure und Menestrels den Bürgern und Bauern zur Verfügung gestanden sein, aber sicher haben viele lieber in dem behaglichen Heim des wohlhabenden Bürgers als in der verfallenen Burg des verarmten Ritters ihre Künste gezeigt. Dass reiche Kaufherrn wie die grossen Edelinge im Laufe der Zeit zu Schützern der holden Künste geworden sind, beweist das „Dit des marchéans“ (Stück 37). Die Zeit hat sich geändert. Der in verhältnismässig ruhigen Jahren reichgewordene Bürger will sein friedliches Handwerk in Liedern verherrlicht hören, wie der stolze Ritter seine blutigen Waffenthaten; für ihn wurden ursprünglich die Fabliaux, die lustigen Schwänke aus dem Alltagsleben, geschrieben, an denen sich schliesslich die ganze Nation ergötzt. (Vergleiche Bédier, Chapt. XIII.)

Dass man zur Zeit der Fabliaux ebenso gern getanzt wie gesungen hat, bezeugen unsere Texte. Man tanzt bei jeder Gelegenheit und zwar Vornehm und Gering, obwohl die Kirche dies nicht gern sah (III, 271). In der Ritterburg tanzt man abends nach Tisch zu Ehren des Gastes (V, 181). Sonntags dreht sich das Volk nach dem Takte der Musik (I, 276; VI, 177), wobei entweder ein Berufsmusikant oder sonst ein musikalischer Bursche (Vergl. I, 145) zum Tanze aufspielt, oder nach dem Rhythmus eines Liedes (I, 143; III, 150) in der „Carole“ (I, 276), einer Art Rundtanz, den Frauen (V, 300) ebenso leidenschaftlich gern wie junge Mädchen (III, 76) tanzen. Ausser der Carole wird noch eine andere Tanzart, wahrscheinlich ein Bauerntanz, erwähnt, bei dem man mit dem Fuss stampft (I, 144). Unterweisung in der Tanzkunst mag der Jugend, zumal in den höheren Ständen, erteilt worden sein, doch schweigen unsere Texte darüber. Einer wichtigen Kenntnis der Frau müssen wir noch gedenken. Die Hausfrau muss einige Erfahrung in der Heilkunde besessen haben. Auf die Frau als Arzt wird einmal (II, 225) hingewiesen. In jedem bessern Hause mag eine „offecine (V, 241), eine Kräuterkammer, gewesen sein. Auch die alte Bettlerin, die sich aus Ampfer, altem Schweinefett und — altem Silber eine Salbe zum Schutze gegen Sonnenbrand

bereitet (V, 241), verrät den Besitz eines gewissen medicinischen Wissens. Es ist wahrscheinlich, dass die Kenntnis bestimmter Heilmittel sich von der Mutter auf die Tochter vererbte.

Vermisst der geneigte Leser, um dies zum Schluss zu bemerken, die Besprechung der Heranbildung des vornehmen Jünglings zu seinem eigentlichen Beruf, dem edeln Waffenhandwerk, so sei auf die Einleitung zum ersten Teil dieser Schrift verwiesen.

Als Anhang seien die Bruchstücke von Liedern, die sich in den Fabliaux finden, angeführt. In dem Bericht über das Fabliau 73 „Des · III · dames de Paris“ sind der Anfang eines Trinkliedes und der Kehrvers eines Liebes- und Tanzliedes im Wortlaut bereits citiert. Die Schlussverse der einzelnen Strophen des Liebesliedes von der „Chastelaine de Saint Gille“ (Stück 11) hören sich mitunter wie der Anfang oder der Schluss eines besondern Liedes an. Sicher ist dies der Fall mit dem Kehrvers, der die hochmütige Verachtung, von der die Ritter gegen die Bauern erfüllt sind, recht bezeichnend wiedergiebt:

„Ci le me foule, foule, foule,
Ci le me foule le vilain.“ (I, 135.)

Ausdrücklich als „Chansonetten“ werden bezeichnet:

1. „Je prendrai l'oiselet tout en volant.“ (I, 138.)
2. „Nus ne doit lèz le bois aler
Sanz sa compaignète.“ (I, 142.)

Als von der Chastelaine, dem Ritter, dem Bauer oder seinen Freunden gesungen, werden angeführt:

1. „Amis, on m'i destraint por vous,
Et si ne vous puis oublier.“
2. „Acolez — moi et besiez doucement
Quar li maus d'amer me tient joliement.“ (I, 141.)
3. „J'ai bone amorète trovée;
Or viegne avant cil qui le claime.“
4. „Bele, quar balez et je vos en pri,
Et je vous ferai le vireuli.“ (I, 143.)
5. „Espringuiez et balez cointement
Vous qui par amor amez léanment.“ (I. 144.)
6. „J'ai trové le ni de pie;
Mais li piot n'i sont mie,
Jl s'en sont trestuit volé.“
7. Jolietement m'en vois
Jolietement.“ (I, 145.)

Die Verse von Nr. 6. spielt der Bauer oft auf seiner Fiedel.

Auch andere Strophenausgänge klingen wie Teile besonderer Lieder. Zum Beispiel:

1. „J'ai amoretes à mon gré,
S'en sui plus joliete assez.“
2. „A gironées depart Amors,
A gironées.“
3. „J'ai amiete,
Sadete,
Blondete,
Tele com je voloie.“ (I, 146.)

In dem Fabliau 137 „Le lai d'Aristote“ singt die schöne Indierin, um Aristoteles zu berücken, folgende „Chansonetten“:

1. „Or la voi, la voi, la voi
La fontaine i sort serie.
Or la voi, la voi, m'amie,
El glaiolai desouz l'annoi.
Or la voi, la voi, la voi,
La bele blonde, a li m'otroi.“ (V. 253.)
2. „Ci me tienent amoretes;
Dras i gaot meschinete;
Douce, trop vous aim!
Ci me tienent amoretes
Où je tieng ma main.“ (V, 255.)

3. „En · I · vergier, lez une fontenele,
Dont clere est l'onde et blanche est la gravele
Siet fille à roi, sa main à sa maissele:
En souspirant son douz ami apele:
Hé! biaus quens Guis
La vostre amors me tot solas et ris.“ (V, 256.)

Die Verse von Nr. 3 sind ein Teil einer „chançon de toile“, d. h. eines Spinnliedes. Wie manches schöne, jetzt vergessene Lied mögen die fleissigen Spinnerinnen bei ihrer Arbeit gesungen haben.

4. „Ainsi va qui amors maine
Bele Doe i ghée laine;
Mestre musars me soustient.
Ainsi va qui amors maine.
Et ainsi qui les maintient.“ (V, 258.)

Angabe der in Teil II benützten Litteratur.

Ausser den bereits in Teil I*) genannten Werken wurden noch folgende Arbeiten benützt:

18. Léon Gautier: La chevalerie. Paris 1884.
19. Lacroix: Moeurs, usages et costumes au moyen âge. Paris 1871.
20. Emile Freymond: Jongleurs und Menestrels. Halle 1883.
21. F. Meyer: Jugenderziehung im Mittelalter. Beilage zum Jahresbericht der städtischen Realschule und des Progymnasiums zu Solingen 1896.
22. Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Berlin 1886.
23. K. Weinhold: Die deutschen Frauen. Wien 1851.
24. J. Scherr: Geschichte der deutschen Frauenwelt. Leipzig 1873.
25. A. Schultz: Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.
26. A. Schultz: Deutsches Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.
Die Hinweise in Teil II auf A. Schultz beziehen sich nur auf „Das höfische Leben“.
27. Theodor Krabbes: Die Frau im altfranzösischen Karlsepos. Marburg 1884. (Ausg. und Abhandl. XX.)

Berichtigungen.

Zu Teil I.

Seite 6 Zeile 11 ist zu lesen statt der den nenen Wein kochende: der vom nenen Wein kochende.
Seite 19 Zeile 22 ist zu lesen statt Gewänden: Gewänder.
Seite 30 Nr. 7 ist zu lesen statt Glassou: Glasson.

Zu Teil II.

Seite 5 Statt des infolge wörtlicher Uebertragung undeutsch klingenden Satzes: „Wer hat das grössere Opfer gebracht . . . .?“ ist zu lesen: „Wer hat das grössere Opfer gebracht, frägt der Dichter, der, welcher sein Leben für seine Dame in die Schanze schlug, oder die, welche Schimpf und Schande weniger fürchtete als den Zorn des Geliebten?“
Seite 7. Anm. Statt personnifizierte ist personifizierte zu lesen.

*) Teil I ist als Beilage zum Jahresbericht 1897/98 der Grossh. Realschule zu Karlsruhe erschienen.


3 0112 062104341